26. Jahrgang. — Nr. 17. Hattingen, 24. April 1913.

# Der Bote aus dem Ruhrtal.




## Billigstes Wochenblatt für Stadt und Land.

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von C. Hundt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Für die Redaktion verantwortlich: C. Zänker in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

**Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Bergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungsbedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen? Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.**

## Wie siehts aus in der Welt?

### Wieder ein deutsches Militärflugzeug in Frankreich.

Widrige Verhältnisse haben abermals ein deutsches Militärflugzeug genötigt, auf französ. Boden zu landen. Wieder haben deutsche Offiziere alle die peinl. Förmlichkeiten über sich ergehen lassen müssen, wie sie beim Luneviller Abenteuer erlebt wurden. Und das aller Peinlichste an diesem Zwischenfall aber dürfte sein, daß Frankreich Gelegenheit erhielt, sich für Nancy zu rächen. Der französische Gesandte in Berlin ist schon mit den nötigen Weisungen versehen worden, wie aus folgender Note der Agence Havas von Dienstag erhellt:

Heute früh um 7½ Uhr landete in Arracourt, ungefähr 5 Kilometer von der Grenze entfernt, ein deutscher Doppeldecker. Das Flugzeug, Modell Heller, hatte einen Motor von 70 Pferdekräften. Es war bemannt mit zwei Offizieren, von denen der eine die Uniform eines Fliegerhauptmanns und der andere die Uniform eines Infanterieleutnants trug. Das Flugzeug hatte ungefähr 6 Kilometer französisches Gebiet überflogen. Die Offiziere erklärten, sie seien um 5 Uhr von Darmstadt mit der Bestimmung nach Metz abgefahren. Sie hätten im dichten Nebel in der Umgebung von Dieuze die Richtung verloren und erst bei ihrer Landung und nach Befragen der Bewohner erkannt, daß sie sich auf französischem Gebiet befänden. Der Unterpräfekt von Luneville prüfte die Angaben über die von dem Flugzeug zurückgelegte Strecke und verhörte die beiden Offiziere. Drei Fliegeroffiziere aus Toul, Epinal und Verdun und ein Fliegerhauptmann aus Nancy sind von der Militärbehörde an Ort und Stelle geschickt. Die Zivil- und Militärbehörden erkannten übereinstimmend als Grund der Landung höhere Gewalt an. Nach dem gegenwärtig vorliegenden Ergebnis der Untersuchung dürfte der Doppeldecker imstande sein, heute nachmittag den Flug fortzusetzen. Instruktionen sind an unseren Botschafter in Berlin gesandt worden, durch die er aufgefordert wird, die Aufmerksamkeit der kaiserlichen Regierung auf wiederholte Landungen von deutschen Ballons und Aviatikern in Frankreich nahe der Grenze hinzulenken und

auf die ernsten Unzuträglichkeiten,

die aus diesen bedauerlichen Zwischenfällen entstehen können. Botschafter Cambon ist beauftragt worden, die deutsche Reichskanzlei zu ersuchen, Maßregeln zu treffen, um Wiederholungen derartiger Ereignisse zu vermeiden. Im übrigen sind Besprechungen eingeleitet worden, zwischen den beiden Regierungen so schnell wie möglich zu einem Uebereinkommen zu gelangen

zur Festsetzung der Regeln,

die bei den Schwierigkeiten anzuwenden sind, die zwischen den Regierungen infolge der Luftschiffahrt entstehen könnten.

Arracourt ist die kleine ländliche Ortschaft, wo vor einiger Zeit die irrtümliche Mobilisierung der Garnison stattfand.

In Paris verursachte der Vorfall eine starke Erregung. Das Fahrzeug ist freigegeben und inzwischen

**in Metz eingetroffen.**

Seine Insassen waren Hauptmann Dewall, der Chef der Darmstädter Luftschiffahrtsabteilung, und Leutnant von Mirbach. Einem französischen Aeroplan war ja das gleiche Malheur erst durch einen Irrflug nach der Schweiz passiert.

### Die deutsch-englischen Beziehungen

nannte unser Botschafter Fürst Lichnowsky auf dem Galadiner der deutschen Wohltätigkeitsgesellschaft zu London vertrauensvoll und freundlich. Soweit die offiziellen Kreise in Betracht kommen, trifft das zu; das Verhältnis der beiden Herrscherfamilien zu einander ist das denkbar herzlichste. Auch weitere englische Volkskreise fanden auf Grund der deutschen Balkanpolitik, die den Wünschen Albeons entsprach, wärmere Töne gegenüber Deutschland. Sobald sich aber die Gelegenheit bietet, gegen Deutschland Partei zu ergreifen, tut man es jenseits des Kanals nicht lieber als gern. Das zeigte sich soeben wieder anläßlich der Nancyer Vorfälle, deren Beurteilung durch die schlimmsten französischen Chauvinistenblätter die volle Zustimmung der Londoner Ulätter fand. Neid, und Mißgunst beherrschen da drüben eben das Volksurteil über Deutschland; was nützt demgegenüber gelegentlicher äußerer Firniß!

Daß wir allen Grund haben, wachsam zu sein, zeigt im Anschluß an die Vorgänge von Nancy die neuerliche

### Rede des französischen Ministerpräsidenten.

Nachdem festgestellt worden war, daß die deutschen Angaben auf Wahrheit beruhten, — einige Beschönigungen sind ja selbstverständlich — und nachdem die französische Regierung die Bestrafung oder Strafversetzung der Schuldigen verfügt hatte, mußte man hören, daß der Präfekt des Nancyer Departements in eine bessere Stelle „strafversetzt" worden sei, man mußte lesen, wie ein Teil der französischen Presse sich in den schärfsten Worten über die „schwächliche Devotheit der französischen Regierung" Luft machte. Und schließlich geht der Ministerpräsident hin und erklärt öffentlich: „Allzuoft hat sich ein Chauvinismus, wie man ihn uns zu Unrecht (!!) vorwirft, jenseits der Grenzen gezeigt."

Eine derartige Verbeugung vor dem Rachedurst der französischen Massen, die lebhaft an die Vorgänge im Juli 1870 erinnert, birgt die allergrößten Gefahren in sich. Sie zeigt mit aller Deutlichkeit, daß die französische Regierung ein doppeltes Gesicht hat und man damit rechnen muß, daß eines Tages ein spontaner Ausbruch der Volksleidenschaft zu gefährlichen Folgen führt. Poincaree geht nach London, meldet der Draht in diesen Tagen, da von einem Besuch des englischen Königs am Berliner Hofe die Rede ist. Delcassee in Petersburg, Poincaree in London, Luneville und Nancy, sie reden eine deutliche Sprache. Darum:

Deutschland sei wach!

### Die Opiumgefahr in der französischen Marine

hat erschreckenden Umfang angenommen. Die Blätter erheben laute Klagen über diese drohende nationale Gefahr und erklären, daß die Marineoffiziere fast ausnahmslos dem Opiumlaster frönten und daß sich in allen Kriegshäfen von Frankreich Opiumhöhlen befänden. Die Nachwirkungen des furchtbaren Giftes seien entsetzlich. Die Regierung sei leider machtlos gegen das Laster, da das französische Gesetz einen Eingriff nicht gestattet, so lange der Verkauf des Giftes in der Wohnung eines Privatmannes geschieht. Man könnte zwar die Händler zur Rechenschaft ziehen, die das Opium feilhalten. Sie wissen sich jedoch den Nachstellungen der Polizei geschickt zu entziehen. Die chinesische Republik bestraft den Verkauf von Opium mit dem sichern Tode, so lamentieren die Zeitungen, Frankreich aber muß mit verschränkten Armen zusehen, wie eine wertvolle Stütze der nationalen Verteidigung der Vernichtung anheimfällt. Besonders schmerzlich wird es empfunden, daß der größte Teil des nach Frankreich gelangenden Opiums aus den französischen Staatsfabriken Indochinas stammt.

### Papst Pius X.

hat alle die trüben Voraussagungen über seine Krankheit Lügen gestraft; sein Zustand hat sich soweit gebessert, daß überhaupt keine Bulletins mehr ausgegeben zu werden brauchen. Es bleibt bedauerlich, daß so viele Lügenmeldungen nur zu Sensationszwecken von Rom aus in die Welt gegangen sind. Der Papst wird am 2. Juni 78 Jahre. Seine Körperkonstitution ist also ungebrochen.

### Echt spanisch

mutet ein Angriff an, den der Führer der spanischen Republikaner gegen Deutschland und gegen den deutschen Kaiser richten zu müssen glaubte. Der Wackere, der leidenschaftlich für einen Anschluß Spaniens an die Tripleentente eintritt, befürchtet von der angekündigten Vergnügungsreise des deutschen Kaisers auf dem neuen Riesendampfer „Imperator" nach den Kanarischen Inseln einen höchst gefährlichen Trick Deutschlands, der Spanien nicht nur um seine Inseln an der nordwestafrikanischen Küste, sondern auch um seine guten Beziehungen zu Frankreich und England bringen könnte.

### Die Dauer des Balkanfriedens

der nach dem Abschluß des Waffenstillstandes auf der ganzen Linie nunmehr gesichert ist, kann von verzweifelt kurzer Dauer sein. Bulgarien trifft, verschiedenen Meldungen zufolge, schon jetzt Vorbereitungen für den Fall eines Krieges mit Serbien und Griechenland. Offizielle türkische Kreise versichern allerdings, daß Bulgarien die Teilung der Beute unter den bisherigen Verbündeten einem Schiedsgericht anheimstellen werde.

Bulgarien soll zur Geltendmachung seiner Ansprüche auf Westmazedonien und Saloniki Geheimverträge mit Oesterreich, Rumänien und der Türkei abzuschließen gewillt sein. Nach Belgrader Meldungen soll ein bulgarisch-österreichischer Geheimvertrag gegen Serbien bereits abgeschlossen sein. Die Türkei und Rumänien sucht Bulgarien durch Gebietsabtretungen zu gewinnen. Dafür erwartet es im Falle eines Krieges gegen Serbien und Griechenland von Rumänien bewaffnete Hilfe, von der Türkei wohlwollende Neutralität. Daß der unnatürliche Bund der vier Balkanstaaten, von denen einer immer des anderen Teufel ist, schnell in die Brüche gehen und die Probe der Beuteteilung nicht bestehen würde, war vorauszusehen. Neue Bundesgenossen gegen die alten sucht es natürlich nicht aus Furcht vor Serbien und Griechenland, mit denen es allein fertig wird, sondern im Hinblick auf Rußland, dem ein allzustarkes Bulgarien nicht erwünscht ist.

Für unser wirtschaftliches Leben hat auch der

### Balkankrieg schwere Schäden

gezeitigt. Die Werkzeug- und andere Industrien haben Aufträge vorliegen, die aber erst ausgeführt werden können, wenn der Krieg zu Ende ist. Inzwischen aber müssen Feierschichten eingelegt werden, so daß die Arbeiterschaft an anderen Plätzen Arbeit suchen muß. Zwar hat der Waffenstillstand der Bulgaren mit den Türken die übrigen Völker auf dem Balkan zu dem gleichen Schritt gezwungen. Indessen ist es zweifellos, daß nach dem Balkankrieg gerade die Balkanstaaten unsere Hauptkunden werden müssen, wenn anders wir unsere alte Bedeutung als Lieferant in diesen Gegenden wiedererhalten sollen. Unter diesem Gesichtspunkt

## Schlechter Leumund.

Eine Geschichte aus dem [illegible] von Karl Ed. Klopfer.

(Schluß.)

Der Gerichtsdiener bejahte und deutete auf die geheimnisvolle Tapetentür.

Ramberg nickte befriedigt und entließ den Diener mit einer sprechenden Gebärde; dann näherte er sich langsam dem Stuhle Weller's, vor welchem er mit ernstem Blick stehen blieb.

„Sie haben jetzt wohl selbst die Erfahrung gemacht, die mir in meiner Praxis längst geläufig geworden ist," sagte er, ihm auf die Schulter klopfend, „die Erfahrung, daß das schlechte Gewissen oft gerade dem raffiniertesten Schurken zum Verräter wird. Die feinsten Berechnungen werden mitunter durch plötzliche Tölpeleien zerstört, die der Unkundige, der oberflächliche Beobachter geradezu unbegreiflich findet an einem so schlau kalkulierenden Intriganten, wie Sie einer sind. Uns Kriminalisten ist es allerdings eine längst bekannte Tatsache, daß der, der die feinsten verbrecherischen Netze zu stricken versteht, sich am leichtesten selbst darinnen verhäkelt, oder unsereinem auf ganz simple Manier ins Garn geht. Gratulieren Sie mir zu diesem Erfolg, Herr Weller, und bedanken Sie sich bei sich selbst dafür!"

„Ich weiß nicht, was Sie wollen!" rief Weller, aufspringend und sich rasch wieder in den Besitz seiner gewohnten Kaltblütigkeit setzend. „Ich verstehe nur, daß Sie sich unverschämte Beleidigungen gegen mich erlauben, die Ihnen teuer zu stehen kommen dürften. Ich werde mich am geeigneten Orte über Ihr unqualifiziertes Vorgehen beschweren, welches ich unbegreiflich finde —"

„Geben Sie sich keine Mühe," unterbrach der Amtmann ihn scharf und kalt, hinter den Gerichtstisch tretend und dreimal auf die Klingel schlagend. „Selbst Ihre kecke Stirn kann den unverzeihlichen faux pas von vorhin nicht mehr ungeschehen machen!"

Auf das Klingelzeichen öffnete sich jetzt die Tapetentür. Mehrere Personen traten ins Zimmer. Zuerst Fräulein Sendler, unmittelbar hinter ihr der Vater, dann — einige Schritte von den Vorangehenden getrennt — Leopold Hügel, und hinter diesem zwei Gerichtsdiener und der Protokollführer, der sogleich seinen Platz am Gerichtstisch einnahm.

Weller erbebte am ganzen Körper; mit schwerer Hand stützte er sich auf seine Stuhllehne.

Marie war etwas blaß, aber auf ihrem Gesicht lagerte der Ausdruck einer zielbewußten Festigkeit. Herr Sendler blickte scheu auf seinen Kompagnon und wollte offenbar noch nicht recht an das glauben, was er erst vor kurzer Zeit vernommen haben konnte.

Hügel trug indessen noch die Miene völliger Unkenntnis der Sachlage zur Schau. Auf seinem hübschen Gesicht mischten sich zu gleichen Teilen Mißtrauen und freudige Ueberraschung beim Anblick Marie's.

In der nun eintretenden Pause, die etwas unendlich Feierliches in ihrer starren Ruhe hatte, trat einer der Gerichtsdiener leise an den Tisch und legte ein kleines Paket dorthin, dem Amtmann etwas ins Ohr flüsternd.

Ramberg nickte mit zufriedener Miene und erhob sich sodann mit einer gewissen ernsten Erhabenheit von seinem Stuhle.

„Fräulein Marie Sendler," sagte er mit lauter Stimme, „ich bitte Sie, Herrn Weller die mir vor anderthalb Stunden mitgeteilten Eröffnungen zu wiederholen!"

Marie gab ihre Aussage in klaren, bestimmten Worten ab. Sie sei überzeugt, daß Weller es gewesen, der ihr Zwiegespräch mit Hügel gestern spät belauscht und danach den Entschluß gefaßt habe, den gefürchteten Nebenbuhler durch eine Anschuldigung zu vernichten, die durch dessen schlechten Leumund gerechtfertigt klingen würde. Er sei es auch bestimmt gewesen, der das Feuer in der Stallung angelegt und dann, über den Hof gehend, den Hund gestreichelt habe, der einem Fremden gegenüber gewiß nicht laut anzuschlagen verfehlt haben würde. Das in der Hundehütte gefundene Tuch sei zum Ueberfluß ein höchst gravierendes Beweismittel dafür.

„Dazu kommen noch einige sehr beachtenswerte Momente," ergänzte der Amtmann, während Weller sich den Anschein zu geben suchte, als hielte er es unter seiner Würde, diesen Anschuldigungen etwas anderes als ein verächtliches Schweigen und eine ziemlich gut geheuchelte Gleichgültigkeit entgegenzusetzen. Ramberg aber fuhr fort: „Nun stellt sich auch das angebliche nächtliche Umherstreifen des Herrn Weller in ganz anderem Lichte dar; er wollte eine Art Alibi für den Fall aussinnen, daß man konstatieren würde, daß er die ganze Nacht nicht in der Stadt gewesen war. Doch vor allem klagt ihn die furchtbare Gemütsaffektion an, die er empfand, als ich ihm die plötzliche Mitteilung machte, daß er heute nacht auf seinem Schleichwege über den Hof gesehen worden sei. Im Gegensatz hierzu," schloß er seine Rede mit feierlichem Nachdruck, „erscheint Herr Leopold Hügel von der wider ihn erhobenen Beschuldigung durch die ganz bestimmte Aussage Fräulein Sendler's vollständig entlastet und stellen sich durch die erwähnten Depositionen Fräulein Sendler's jene Momente, die ihn anfangs verdächtigten, mit einem Male gerade als Beweise seiner Schuldlosigkeit dar, so daß ich die angenehme Verpflichtung habe, die wider ihn vorgebrachte Anklage in ihrem ganzen Umfange zurückzuziehen, und ich spreche ihn daher im Namen

dürfte es in wirtschaftlicher Beziehung auch für Deutschland nicht ganz gleichgültig sein, wenn der Kampf jetzt unter den Balkanvölkern selbst um die Beute entbrennen sollte. Verkennen wollen wir allerdings nicht, daß ein derartiger Kampf wahrscheinlich politisch eine Stärkung für den Dreibund bedeuten würde, da zweifellos Rußland, wenn es für den einen oder anderen Balkankönig Stellung nehmen würde, wie auch im entgegengesetzten Falle, sich die Verärgerung und den Haß des einen oder anderen Balkanvolkes zuziehen würde. Vielleicht könnte der Dreibund dann auch einmal die alte britische Lehre anwenden: „Teile und herrsche."

## Vor fünfundzwanzig Jahren.

Manchen feierlichen Einzug haben die Linden in Berlin gesehen, aber nächst der Heimkehr des alten Kaisers nach den Attentaten kein so ergreifendes Bild wie vor fünfundzwanzig Jahren. Ein wundervoller Frühlings-Sonntag war es, die Bäume schimmerten nach dem sehr harten Winter des Jahres 1888 im ersten lichten Grün, goldener Sonnenschein lachte vom tiefblauen Himmel herab, und den Tausenden von Spaziergängern, die hinaus nach dem Tiergarten fluteten, war das Herz voll vor Frühlingsjubel. Viele zogen hinaus nach dem nahen Charlottenburg, in dessen Schloß der kranke Kaiser Friedrich damals residierte.

Da schlug der Tambour der Wache am Brandenburger Tor an, die Mannschaft trat ins Gewehr. Und bevor die Menge noch recht wußte, wer kam, rollte ein einfacher zweispänniger Wagen vorüber. Einen Augenblick schweigendes Nachstarren. Dann erklang eine helle Frauenstimme, die Evastochter war geistesgegenwärtiger gewesen, wie das starke Geschlecht: „Hoch unser Kaiser Friedrich!" Und ein so stürmisches Aufjauchzen der Menge folgte, daß es geradezu erschütternd war. Ja, da saß der edle Herr im Wagen, im Mantel und Mütze, und winkte dem Volke zu. Und in dem vollen Sonnenlicht erschien er garnicht so schwer mitgenommen von der argen Krankheit, er konnte lächeln, sich freuen. Aber wenn er auch leidend dreingeschaut hätte, das störte die hoffnungsvolle Freude nicht, der Kaiser war da, er war unter seinem Volke!

Und als nun der Wagen die Linden hinabfuhr unter den betäubenden Zurufen, da kam es über die Masse auf der Mittel-Promenade der Straße. Die damals dort noch befindlichen abgrenzenden Eisenstangen wurden im Nu aus ihren Trägern herausgerissen, und die eiligen Menschen stürzten auf den Fahrdamm. Der Wagen des Kaiserpaares ward von einer dichten Volksmenge umflutet, er konnte kaum noch von der Stelle. In den meisten Augen blinkten Tränen, die Häupter waren entblößt, und die, welche dem kranken Herrn am nächsten standen, konnten vor Rührung kaum sprechen. Was mögen der Kaiser und die Kaiserin da empfunden haben? So ging es zum Palais, auf dem die Kaiser-Standarte wehte.

Noch einige Male ist der kranke Kaiser in Berlin gewesen, jeder Besuch gab der Bevölkerung neue Hoffnung. Aber als die Rosenknospen zu schwellen begannen, folgte die traurige Fahrt von Charlottenburg nach Potsdam auf dem Wasser der Spree und Havel, und als die Rosen blühten, verschied der Kaiser. Und ein Sonntag ist es, an dem sich heuer der Tag zum fünfundzwanzigsten Mal jähren wird.

## Das berüchtigte „Haus des Massacre",

das einst in der Rue Transnonain in Paris die Nummer 12 trug, wird bald verschwinden und mit ihm der Schauplatz eines Ereignisses, an das die Franzosen nicht gern zurückdenken. Denn in diesem Hause feierte während des republikanischen Aufruhrs des Frühjahrs 1834 die Brutalität plötzlich entfachter leidenschaftlicher Grausamkeit einen unrühmlichen Triumph. Am 13. April jenes Jahres durchzogen Manifestanten die Straßen von St. Denis und St. Martin, man brachte Hochrufe auf die Republik aus, es kam zu bösen Ausschreitungen, Kutschen wurden umgeworfen, das Pflaster aufgerissen, Barrikaden errichtet. Ein Aufruhr? Die Sache war weniger schlimm, als sie aussah, die Zahl der Manifestanten blieb gering, aber die Behörden griffen energisch ein und mobilisierten nicht weniger als 40 000 Mann der Pariser Garnison, Infanterie, Kavallerie, und Artillerie. Am Abend kam es zu einigen Barrikadenkämpfen, die Verschanzungen der Aufrührer wurden so gut wie völlig kampflos genommen: nur an der Ecke der heutigen Rue Beaubourg war das Feuer lebhafter. Hinter der Barrikade lag das kleine „Theatre Doyen", das dann als das „Haus des Massacre" berüchtigt werden sollte. Es war von friedlichen Bürgern bewohnt, die an den Kämpfen nicht teilgenommen hatten. Um 5 Uhr morgens wurde die von den Aufrührern längst geräumte Barrikade von Soldaten des 35. Linienregimentes erklettert. Und was geschah dann? Später hat man amtlich zu behaupten gesucht, aus jenem Hause sei ein Schuß gefallen. Wie dem auch sei, die Soldaten stürzten sich in das Haus. Von Tür zu Tür zogen sie mit aufgepflanztem Bajonett, und wo sie etwas Lebendes sahen, wurde es ihr Opfer. Nach 20 Minuten waren 12 wehrlose Bürger, die nie an Verteidigung oder Widerstand gedacht hatten, niedergemetzelt, Greise, Frauen, Kinder, ja sogar ein Säugling. Bei einem der Toten wurden später nicht weniger als 51 Wunden festgestellt. Der französische Nationalstolz hat diese Greueltat stets als eine Schmach empfunden, und bald darauf wurde die Straße umgetauft, um die Erinnerung an das Ereignis nach Kräften vergessen zu machen. Jetzt wird das „Haus des Massacre" abgerissen.

## Menschenungeheuer.

Noch ist die Erregung nicht vergessen, die durch Sternickels fast berufsmäßig getriebene Erdrosselungen allerorts erweckt wurde, da kommt die Nachricht von noch scheußlicheren Mordtaten. Wieder handelt es sich um kaltblütig, planmäßig vorbereitete Morde aus bloßem nackten Geldhunger. Und was noch schlimmer ist im Vergleich zu den Morden Sternickels, ist dies, daß hier das allervertraulichste Verhältnis, das unter Menschen möglich ist, die eheliche Liebe, zum Deckmantel für die scheußlichen Taten genommen wurde. Sternickel schlich sich als Knecht in das Vertrauen seiner Opfer ein, der Frankfurter Mörder Karl Hopf heiratete junge Mädchen, um sie durch Gift einem langsamen, qualvollen Hinsiechen auszuliefern und dadurch zu Geldbesitz zu kommen. Man kann sich einen tieferen Abgrund von entsetzlicher Roheit und menschlicher Abscheulichkeit nicht vorstellen.

Bei der ersten Frau ist das schreckliche Experiment leider geglückt. Die zweite Frau ließ sich von dem Mörder scheiden, aber, wie es scheint, auch nicht rechtzeitig genug, denn sie starb bald nach der Scheidung wohl an den Folgen der Leiden, die der Mörder ihrem Körper eingeimpft hatte. Die dritte Frau, die zur Zeit im Krankenhaus in Frankfurt liegt, führte endlich zur Entdeckung. Es war dem Arzte aufgefallen, daß alle seine Heilmittel nichts halfen, sondern im Gegenteil verschlimmernde Wirkung zu haben schienen, und so ließ er die Frau ins Krankenhaus bringen. Dabei mußte weiter auffallen, daß sich der Gatte dieser Ueberführung widersetzte und im Zusammenhange damit gewannen weiter böse Gerüchte Bedeutung, die schon in den früheren Fällen von Gift geredet hatten. Damals hatte der Verbrecher noch die Unverfrorenheit, die Verbreiter solcher Gerüchte wegen Verleumdung anzuklagen, und leider erzielte er sogar ihre Bestrafung. Ein Beweis der trotz aller Sorgfalt doch nie ganz vermeidlichen Mangelhaftigkeit irdischer Gerechtigkeitspflege.

Wenn man von dem wohlberechneten Vorgehen dieses Giftmischers liest, krampft sich einem das Herz zusammen, vor Empörung gegen ihn und vor Mitleid mit seinem unglücklichen Opfer. Erst mischt er ihr Gift in die Speisen, und wenn ihr dann übel wird, naht er sich in der Maske des liebenden Gatten und verabreicht ihr unter dem Scheine von Stärkungs- und Arzneimitteln weitere Gaben von Giften, die ihre Konstitution allmählich untergraben und vernichten sollen. Ja, man findet bei ihm sogar regelrechte Bazillenkulturen, mit denen er dem geschwächten Organismus schließlich den Rest zu geben vor hatte. So wird der allermodernste Fortschritt von Wissenschaft und Technik, der eigentlich nur dem Wohle der Menschheit dienen sollte, in den Dienst des Verbrechens gestellt. Nicht nur die Raffiniertheit der Mittel und Methoden, sondern auch der Zug zum Massenhaften, zur großen Zahl tritt dabei hervor. Es geht immer gleich um Tausende und Hunderttausende, damit das Werk die Mühe lohnt und auch die Zahl der Opfer kommt dabei nicht in Frage. Den Neuyorker oder Pariser Automobilbanditen oder dem Friedberger Bombenattentäter kommt es nicht darauf an, wie groß die Zahl der mitbetroffenen Unbeteiligten ist, die durch ihr Vorgehen das Leben verlieren. Die Gewissenlosigkeit dieser



Hafenbilder aus dem blockierten Antivari.

Da Montenegro seine Operationen vor Skutari bisher nicht einstellte, haben die Großmächte das Königreich nunmehr in Kenntnis gesetzt, daß die Häfen von Antivari, Duleigno und San Giovanni di Medua militärisch besetzt würden. Da in erster Linie eine Besetzung von Montenegros Haupthafen Antivari in Frage kommt, bringen wir heute einige Hafenbilder der Stadt.

Antivari, das eine abwechslungsreiche Geschichte hinter sich hat, wurde im Jahre 1878 durch die Montenegriner unter dem damaligen Fürsten Nikita den Türken nach heißem Kampfe entrissen und Montenegro im Frieden von Berlin belassen. Antivari ist Sitz des katholischen Landesbischofs, hat eine Zitadelle aus venezianischer Zeit und einen geräumigen, aber vernachlässigten Hafen, den die Dampfer des Oesterreichischen Lloyd und Italienischer Schiffahrtsgesellschaften regelmäßig anlaufen. Ferner befinden sich in Antivari ein österreichisch-ungarisches, ein italienisches und ein türkisches Vizekonsulat.

Inzwischen haben die Montenegriner, wie an anderer Stelle zu lesen ist, Skutari genommen.

---

der Staatsanwaltschaft, für die ich hier stehe, von aller Schuld frei!"

Hügel schluchzte laut auf bei diesen Worten. Er mußte sich auf den Arm des neben ihm stehenden Gerichtsdieners stützen, um vor freudiger Bewegung nicht umzusinken.

Marie warf ihm einen frohen Blick zu, aber dann mußte auch sie das Taschentuch an die Augen führen, bedurfte auch sie des Armes ihres Vaters.

Weller, der bisher mit aufeinandergebissenen Zähnen dagestanden hatte, scheinbar ohne auf seine Umgebung zu achten, brach jetzt plötzlich in eine rasende Wut aus.

„Ich weiß, was du denkst, du Dirne!" schrie er, sich an Marie wendend, derselben mit donnernder Stimme und zuckenden Lippen zu. „Aber du sollst dich irren! Ja, ich gestehe, daß ich den Brand angelegt habe, um diesen Buben zu vernichten, — verdammt sei meine Dummheit, die mich verriet, verdammt seien Ihre Beweise, Amtmann! Aber ich kann's ja nicht mehr leugnen, das seh' ich ein! Wenn du, Marie, jedoch hoffst, deinen törichten Vater jetzt schon zur Einwilligung zu einer gewissen Verbindung zu bewegen, so wird doch das Urteil der Welt ein Veto dagegen einlegen, denn Hügel ist trotzalledem ein abgestrafter Dieb. Und sollte auch das dich nicht abschrecken, so werde ich schon noch Mittel zu finden wissen, das zu verhindern, was zu verhindern immer meine höchste Lebensaufgabe gewesen ist. Glaubst du, ich bin umsonst zum Verbrecher geworden und brandmarke mich jetzt vergebens zum Ehrlosen? Ich werde euch schon zu treffen wissen, wenn ich meine Strafe abgebüßt habe, das sage ich euch!"

Weller kannte sich selbst nicht mehr. Seine Worte überstürzten sich förmlich, so daß keiner der Anwesenden, selbst der Richter nicht, ihn daran zu hindern vermochte.

„Oho! Es wird schon dafür gesorgt werden, daß dies nicht so bald geschehe!" konnte jetzt der Amtmann den sinnlos Rasenden endlich mit Aufwand seiner ganzen Stimmmittel unterbrechen. „Was übrigens die von Herrn Hügel verbüßte Strafe anbelangt, die Sie ihm mit solchem Cynismus vorwerfen, so behaupte ich, daß er dieselbe unschuldig erlitten hat und daß dieser Umstand ebenfalls mit verdoppelter Wucht auf Ihr Haupt fallen wird, Weller, denn es sind alle Anzeichen vorhanden, daß Sie selbst jenen Kassendiebstahl begingen, um den Rivalen aus dem Wege zu räumen. Abgesehen von den auch in dieser Sache ans Tageslicht getretenen Beweisen würde schon die frappante Aehnlichkeit im Motiv zwischen jener Defraudation und der heutigen Brandlegung schwer ins Gewicht fallen. Sie sehen, Ihr nun einmal durch Sie selbst besiegelter schlechter Leumund hat auch für Sie seine rückwirkenden und verhängnisvollen Konsequenzen!"

Die Röte des Zornes im Gesicht des nunmehr plötzlich zum Angeklagten gewordenen Anklägers war bei den letzten Worten des Amtmanns allmählich einer fahlen Blässe gewichen.

„Was wollen Sie damit sagen?" stammelte er verwirrt, mit unstetem Blick. „Das Feuer habe ich angelegt, — zum Teufel, ja! — aber das andere war nicht mein Werk. Der Bursche wurde ja doch als Kassendieb überführt und verurteilt!"

„Leider!" bestätigte der Amtmann. „Und ich hoffe, er wird dafür von seiten Ihres früheren Kompagnons und dessen Fräulein Tochter am besten entschädigt werden können. Sie aber sind ein Fuchs und bedienen sich der Passivität der alten, abgefeimten Gauner, die das Verbrechen, das man ihnen just klar nachweist, ruhig gestehen, um zweifelhaftere Delikte mit um so größerer Keckheit zurückzuweisen. Doch glücklicherweise haben wir auch für diese Finte eine prächtige Parade, wie Sie gleich zu Ihrem unangenehmen Erstaunen vernehmen werden. Daß Ihnen der Herrn Hügel vindizierte Kassendiebstahl sehr leicht wurde, ist natürlich. Sie haben, wie man sich genau erinnert, einige Tage vor der Kassenskondierung die Mutter Herrn Hügel's, Ihres damaligen Buchhalters, besucht u. bei dieser Gelegenheit in einem schicklichen Moment eine aus Ihrem Privatvermögen genommene Geldsumme, die Sie schlauerweise nur annähernd mit der später angeblich defraudierten identifizierten, in den Bezug des Sofas gesteckt, wo sie natürlich nur von einer genau vorgehenden Untersuchungskommission sicher entdeckt werden konnte. Während der Kassenskondierung, die Sie vornahmen, konnte es Ihnen selbstredend nicht schwer werden, die Ledertasche mit der deponierten Summe beiseit zu räumen; es kostete Sie ja nur einen einfachen Griff, wobei Sie freilich gezwungen waren, auch das Portefeuille, das die Banknoten enthielt, zu sich zu stecken, während der sehr beschäftigte Buchhalter begreiflicherweise, im Gefühle seiner korrekten Kassenführung und im selbstverständlichen Vertrauen auf die Ehrlichkeit seines Chefs, keine Acht auf Sie hatte. Es ist nur zu verwundern, daß später, bis heute noch niemand auf die Entdeckung dieser so frappierend einfachen, eigentlich aufdringlich naheliegenden Gebarungsweise geriet, wenn nicht vielleicht gerade in dieser überraschenden Einfachheit der Erklärungsgrund zu finden ist, daß weder der Angeklagte, noch sein Richter auf die richtige Vermutung kamen. Jetzt aber, vom Gesichtspunkt der neuesten Entdeckungen aus, erscheint es mir sehr verdächtig, daß Sie, als wir zur Haussuchung bei der Witwe Hügel schritten, vorher noch rasch nach Ihrer Wohnung gehen zu müssen vorgaben. Freilich, das Portefeuille, das Sie ja bei sich trugen, beschwerte Sie und machte Sie ängstlich. In einer kleinen Stadt kann man solche Dinge eben nicht so leicht unbemerkt von sich werfen. Ein wohlüberlegender Mann wie Sie findet auch später,

Verbrecher ist eine absolute. Der Teufel selbst könnte nicht frivoler handeln als sie. So heiratet auch der Frankfurter Giftmischer eine Frau nach der andern als ein moderner Blaubart, um sie zu [illegible], und fragt auch danach nicht, daß durch seine Bazillenkulturen unter Umständen noch eine große Zahl weitererer Menschen zwecklos seiner persönlichen Geldgier zum Opfer fallen könne.

Es wäre Unrecht, solchen verbrecherischen Sinn einer allgemeinen Schlechtigkeit der Zeit aufs Konto setzen zu wollen. Menschenscheusale, abnorme Triebe am Baume der Menschheit, hat es immer einmal gegeben und wird's wohl auch wieder geben. Kinder ihrer Zeit sind sie nur insofern, als sie sich eben der Mittel bedienen, welche ihnen das Wissen dieser Zeit an die Hand gibt. Die Frage, wie es dem Giftmischer möglich war, in den Besitz von Bazillenkulturen zu kommen, gewinnt in diesem Zusammenhang ihre besondere Bedeutung und wird wohl staatliche und internationale Sicherungsmaßregeln herbeiführen.

## Die reichste Rothaut der Welt.

Schon mehr als ein Indianer ist gelegentlich für den Reichsten seiner Rasse erklärt worden, aber derzeit darf Lone Hill (einsamer Hügel), ein im texanischen Orte Harlingen ansässiger Vollblut-Komantschi, unbedingt als der größte rothäutige Krösus gelten.

Der „Einsame Hügel" ist im „Staate vom einsamen Stern" einer der reichsten Landbesitzer überhaupt; doch neben dem Ruf, den sein Mammon ihm verleiht, kann Lone Hill sich noch anderer sehr schätzenswerter Eigenschaften rühmen, die ihm viele Freunde und Bewunderer, anderseits auch erbitterte Feinde eingetragen haben.

In den siebziger Jahren auf der Texas-Universität ausgebildet, und dann als tüchtiger Rechtsanwalt tätig, gab der begabte Indianer seinerzeit seine Praxis auf, die ihm jährlich annähernd 30 000 Dollars brachte und ging in das Rio Grande-Tal, um sein Glück in größerem Maßstabe zu versuchen. Damals wimmelte es dort noch vor Viehdieben, sonstigen Banditen und mexikanischen Desperados.

Lone Hill, ein selten ausgezeichneter Schütze und absolut furchtlos, räumte unter diesen Elementen auf, wie kein anderer und wurde, so seltsam dies auch für einen Indianer klingen mag, der erfolgreichste und schneidigste Bahnbrecher der Zivilisation in jener, heute bereits wunderbar entwickelten Gegend.

Der jetzt Sechsiajährige spricht zwar nicht gern von den vergangenen Tagen und Kämpfen, aber seine alten Bekannten wissen noch genug spannende und abenteuerliche Geschichten aus seinen texanischen Pionierjahren zu erzählen. Wie schnell Lone Hill bekannt und berühmt wurde, läßt sich unter anderem aus folgender Episode erkennen:

Lone Hill hatte sich noch nicht lange am Rio Grande niedergelassen, als er 6000 Morgen Land zum Preise von nur einem Dollar per Morgen von einem dortigen Großgrundbesitzer und Viehzüchter ankaufte. Die Gattin des Verkäufers, der auch weiterhin Nachbar von Lone Hill verblieb, machte ihrem Mann Vorwürfe darüber, das Land zu billig abgegeben zu haben, aber dieser konnte mit Recht erwidern: „Das ist gut angelegtes Geld, denn wo Lone Hill in der Nähe ist, lassen die Viehdiebe auch unser Vieh in Ruhe."

Einst ließ ein Banditenhäuptling Lone Hill sagen, er werde ihn für seine unerbetenen „Polizeiallüren" demnächst wie ein Sieb durchlöchern und dann aus seinen nach dieser Botschaft trafen die Beiden zufällig auf einem langen schwarzen Haaren „Pferdezügel flechten". Bald Landwege zusammen und eröffneten natürlich sofort ein erbittertes Kreuzfeuer aus ihren Smith-Wessors aufeinander; nur einer sprengte schließlich davon, und das war natürlich . . . Lone Hill.

Die Frau des Banditen, selber eine schneidige Reiterin und sehr gefürchtete Schützin, sagte darauf die Fortsetzung der Blutfehde an, um den Tod ihres Mannes zu rächen. Doch trafen die beiden sich nie, und als ein Freund später den Indianer fragte: „Was hättest Du getan, wenn Du von dieser Frau angegriffen worden wärest?" gab Lone Hill die für ihn bezeichnende Antwort: „Ich hätte mich galant gezeigt und ihr den ersten Schuß gelassen."

Das Land, das die spekulative Rothaut seinerzeit zusammen kaufte, ist heute das hundertfache wert. Es ist zum Teil in hoher Kultur mit Mais, Baumwolle und anderen wichtigen Produkten bestanden, zum Teil vorzüglichste Viehweide.

In den letzten Monaten hat Lone Hill — heute ein etwa 20facher Dollarmillionär — für 2 Millionen Dollar Land zu Ansiedlungszwecken verkauft, aber er besitzt noch immer annähernd 90 000 Morgen, deren Wert auf über 8 Millionen Dollar geschätzt wird. Das gesetzlose Gesindel ist so gut wie ganz aus jener Gegend verduftet, aber durchaus geheuer ist es für Lone Hill, der die Rechtspflege in eigene Hand nahm, dort immer noch nicht und von seinen ständigen Begleitern, zwei sechsläufigen Revolvern im Gürtel, mag sich der Indianermillionär nie trennen.

Erst kürzlich war aus einem übelbeleumundeten Hause das Lone Hill im Automobil passieren mußte, auf ihn gefeuert worden und die Kugel hatte das Steuerrad in den Händen des Chauffeurs zersplittert. Lone Hill stellte sich tot und ließ sich wie leblos in die Polster des Wagens zurückfallen. Als aber die hinterlistigen Banditen, drei richtige Galgengesichter, frohlockend über die vermeintliche Unschädlichmachung ihres alten Feindes aus dem Hause traten und das Automobil umringen wollten, fuhren ihnen, zugleich mit dem Schrecken, drei unter der Wagendecke abgeschossene Revolverkugeln in die Glieder, die den Weg zum Jenseits erheblich abkürzten.

Später zu Hause angelangt, verlangte der Chauffeur von seinem Herrn sofort den Lohn, er „habe vom Westen genug" und „Einsame Hügel-Abenteuer" wären wirklich nicht nach seinem Geschmack.

## Ein Schutzmittel gegen Diphtherie.

Der berühmte Bakteriologe und Erfinder des Diphtherie-Heilserums Exzellenz Behring-Marburg legte dem Wiesbadener Kongreß für innere Medizin soeben ein von ihm erfundenes Mittel vor, das gegen Erkrankung an Diphtherie einen mehrjährigen Schutz gewähren soll. Das aus einer Mischung von starkem Diphtheriegift und einem entsprechenden Gegengift bestehende Mittel hat schädigende Einwirkungen auf die Impflinge bisher nicht gezeigt, so daß Versuche mit ihm von seinem Erfinder warm empfohlen wurden. Der Kongreß begrüßte das neue Mittel, und erkannte gern an, daß die Todesfälle an Diphtherie infolge Anwendung des Heilserums erheblich zurückgegangen seien; einige Mitglieder der Versammlung glaubten indessen darauf aufmerksam machen zu müssen, daß das Serum doch nicht ganz ungefährlich sei. Es töte zwar die Diphtheriebazillen, hinterlasse jedoch bisweilen nachteilige Folgen im Organismus des Impflings, habe auch vereinzelt schon zur plötzlichen Herzlähmung geführt. Man darf, um gerecht zu bleiben, jedoch nicht vergessen, daß die Serumtherapie auch heute noch in ihren Anfängen steht, und daß sie aller menschlichen Voraussicht nach einmal eine überragende Höhe erklimmen wird.

## Allerlei.

Die Prinzessin Olga von Cumberland wollen hannoversche Blätter durchaus mit dem dritten Sohne unseres Kaiserpaares, dem Prinzen Adalbert, verloben. Es genügt ihnen noch nicht einmal die bloße Verlobung, sie behaupten auch, daß diese auf „neutralem" Boden, und zwar in dem bayerischen Königsschlosse Eden-Koben in der Pfalz, stattfinden würde. Beide Angaben kann die „Magd. Ztg." auf Grund von Informationen an zuständiger Stelle für grundlos erklären. Falls die Verlobung wirklich geplant wäre, würde man bei dem jetzigen Verhältnis zwischen Berlin und Gmunden auch nicht solche Umständlichkeiten machen und sie auf neutralem Boden vollziehen, wie die Welfenblätter glauben machen möchten.

Eine Tiroler Geschichte. Kaiserin Maria Theresia wurde einst gleich einem gewöhnlichen Untertanen von den Blattern heimgesucht. Als dies die Tiroler erfuhren, beschlossen sie, eine Abordnung an den Hof nach Wien zu schicken, um der Kaiserin ihr Beileid zu bezeigen. Einige Wochen später — die Kaiserin war bereits auf dem Wege der Besserung — traf denn auch diese Abordnung in Gestalt von drei strammen, biederen Alpenbewohnern in ihrer Volkstracht in Wien ein und wurde bei Hof sofort vorgelassen. „Meine lieben Freunde", redete die Kaiserin sie freundlich an, „es freut mich unendlich, daß meine braven Tiroler, die dem Hause Oesterreich stets mit kindlicher Treue zugetan waren, auch an mich denken, während meiner schweren Prüfung". — Dann ergriff der Anführer der Abordnung das Wort und sprach: „Ja, wie geht's Dir denn, Theresl?" — „Ach", seufzte die Kaiserin, „es geht wohl besser, aber — mein Gesicht!", dabei bedeckte sie schluchzend das von Blattern entstellte Gesicht mit dem Taschentuch. — „Ach, was G'sicht", tröstete sie der Tiroler, „i pfeif Dir in Dein Gesicht, wenn Du nur sonst g'sund bist".

Niedergebrannt sind die Gebäude der Herings- und Hochseefischerei in Geestemünde. Der Schaden wird auf etwa 400 000 Mark geschätzt.

## Allerlei Weisheit.

Die linke Hand ist bei den meisten Menschen kälteempfindlicher als die rechte. — Nach der letzten Obstbaumzählung kommen in Deutschland auf jeden Bewohner rund zwei Obstbäume. — Der kleinste Mensch der Erde, ein Fräulein Minott in Chikago, war nur 68 Zentimeter groß, wog nur 14 Kilo und starb im Alter von 32 Jahren. — In Indien sterben Jahr für Jahr 20- bis 22 000 Menschen an dem Biß giftiger Schlangen, und gegen 10 000 durch Raubtiere. — Die Krone des russischen Kaisers besitzt den enormen Wert von 24 Millionen Mark. — An den chinesischen Volksschulen erhalten die Lehrer kein festes Gehalt, sondern für jeden Schüler täglich einen Betrag im Werte von 4½ Pfg. — Die größten eßbaren Austern haben einen Muscheldurchmesser von 20 bis sogar 30 Zentimeter; sie werden in Australien gefangen. — Chronometer, d. h. Zeitmesser, werden jetzt so genau hergestellt, daß man die Zeit bis ein hundertstel Sekunde genau ablesen kann. Sie werden elektrisch betrieben.

## Sprüche.

Triffst du auf des Lebens Pfaden Einen, der mit Schuld beladen, Brich den Stab nicht allzu strenge, Sei ein Richter voller Gnaden. (Angelika von Hörmann.)

Du mußt nicht lange klagen, Was alles dir wehe tut, Nur frisch und fröhlich gesungen, Und alles ist wieder gut. (Chamisso.)

Als Hoffnung, als Genuß und als Erinnerung naht das Glück sich dir und legt den Kranz auf deinen Pfad, doch wahrhaft Glück ist nur ein seliges Entzücken, was als Erinnerung noch die Seele kann beglücken. (Emil Rittershaus.)

Gäben wir die Hälfte dessen, was wir, krank uns machend, essen, denen, die macht Mangel krank, dann könnten wir und sie gesunden und uns für die guten Stunden gegenseitig sagen Dank. (Rückert.)

Lieblich schmeckt das Brot der Heimat, selbst, wenn Spreu darunter wäre: Doch des Fremden Brot ist bitter, wär's mit Butter selbst bestrichen. (Finnisches Sprichwort.)

Gib dich der Freude ganz zu eigen, wenn dich umwogt ihr goldner Strahl, doch zag auch nicht, wenn du mußt neigen, dein Haupt dem Schmerz im Tränental. (Jul. Sturm.)

Wer Frieden sucht, der freue still sich seiner Kraft und Gaben; wer in der Welt was leisten will, muß Kampf und Feinde haben. (Lohmeyer.)

## Skutari gefallen.

Aus amtlicher montenegrinischer Quelle wird gemeldet: Die montenegrinischen Truppen sind siegreich in Skutari eingezogen. — So hat Montenegro doch noch seinen Willen durchgesetzt.

Nach den letzten Meldungen war der Fall der Festung zu erwarten, weil infolge der neuerlichen Einschließung der Stadt der Mangel an Lebensmittel bereits bedrohlich geworden war. Der Post- und Telegraphenverkehr war zeitweilige unterbrochen, vermutlich um keine gefährlichen Nachrichten in das Ausland gelangen zu lassen. So ist anzunehmen, daß die Stadt durch Hunger gefallen ist. Die Serben hatten ihr schweres Geschützmaterial den Montenegrinern überlassen. Sie erklärten, daß die Entsendung eines Parlamentärs zu Essad Pascha unmöglich sei. Auf Antrag Oesterreichs sollen in den montenegrinischen Ebenen internationale Truppen gelandet worden sein, um Mißhandlungen der Türken zu verhüten.

**Der letzte Kampf um Skutari**

hat noch viel Blut gekostet. Der Bajonettkampf dauerte die ganze Nacht. Die Türken verloren an der östlichen und südwestlichen Front eine ganze Reihe von Befestigungen. Die Türken unternahmen mit frischen Truppen einen Gegenangriff, wurden aber mit beträchtlichen Verlusten zurückgeschlagen. Auch die montenegrinischen Verluste sind groß, jedoch noch nicht genau festgestellt.

Die Verluste

der verbündeten Heere des Balkans an Toten und Verwundeten betragen insgesamt 123 000 Mann.

---

daß man sich solches corpus delicti überhaupt nicht ganz gefahrlos entledigen kann. Hätten Sie es in den Kanal oder sonstwo hingeworfen, es hätte durch einen unberechenbaren Zufall, den ein Charakter wie der Ihre wohl in Betracht zieht, entdeckt werden und gegen Sie zeugen können; verbrennen konnten Sie es auch nicht gut, ohne auffällig zu werden. Es mußte Ihnen demnach als das Sicherste erscheinen, das Portefeuille wenigstens vorläufig in einem gut verschlossenen Gefach zu verbergen, bis sich Gelegenheit zur Vernichtung darböte. Später vergaßen Sie es vielleicht, durch den Erfolg Ihres verbrecherischen Coups in Sicherheit gewiegt, oder — was auch nicht ganz unwahrscheinlich ist — Sie hielten dieses verhängnisvolle Objekt am Ende gar noch zu einem etwaigen Meisterstück parat, falls Ihnen ein solches erforderlich dünken mochte. Wenn Hügel seine Strafe verbüßt haben und Ihnen etwa noch einmal in dieser oder jener Weise hinderlich sein konnte, indem er vielleicht später noch mit seinen Unschuldsbeteuerungen hätte durchdringen können, dann wäre vielleicht jenes ominöse Portefeuille in ihn sehr kompromittierender Weise wieder zum Vorschein gekommen. Kurz — wir dürfen jedenfalls mit dem für uns hocherfreulichen Faktum rechnen, daß jenes Portefeuille mit allen seinerzeit genugsam demonstrierten Kennzeichen, wirklich noch vorhanden ist. Sie, Ferdinand Weller, rieten damals zu einer Haussuchung bei Herrn Hügel. Das Mittel hat sich heute wieder einmal als sehr probat erwiesen. Derselbe alte Praktikus, der damals das Geld im Sofabezug der Hügel'schen Wohnung aufspürte, hat vor einer Viertelstunde dieses Portefeuille in Ihrem Pulte bei Ihnen zu Hause entdeckt. Ich hoffe, Sie werden es ebensogut wie Herr Sendler und Herr Hügel erkennen und nun ein unumwundenes Geständnis ablegen!"

Damit öffnete Ramberg rasch das kleine Paket vor sich und zog die erwähnte Geldtasche aus der Papierumhüllung hervor. Sendler, Hügel und Marie, die bisher fast ohne Atemzug der Rede des Amtmanns gelauscht hatten, stießen bei dieser sensationellen Entdeckung einen Ruf der Ueberraschung aus, fuhren aber im selben Moment erschreckt zurück, als a tempo Weller mit einem gellenden Wutschrei gegen den Gerichtstisch vorstürzte, ehe er ihn aber noch erreicht hatte, wie vom Blitz getroffen zusammenbrach und sich mit Schaum vor dem Munde, brüllend wie ein wildes Tier, in entsetzenerregenden Konvulsionen am Boden wand.

Während die Gerichtsdiener herbeieilten, um dem im Wutkrampf sich Wälzenden beizustehen, verließen Hügel, Sendler und dessen Tochter rasch das Gerichtszimmer.

Im anstoßenden Zimmer sank Marie laut weinend auf ein Sofa. Leopold stand starr und fassungslos daneben, als könne er alle die Ereignisse der letzten Minuten noch immer nicht begreifen. Da näherte sich ihm Herr Sendler. Mit von Schluchzen erstickter Stimme ergriff er die Hände des jungen Mannes, dem auch er so schweres Unrecht getan hatte, und zog ihn, unfähig jedes Wortes, einfach an seine Brust.

---

Trotzdem Ferdinand Weller aus dem Geschäft geschieden war, lautete die Firma des Hopfenhauses nach wie vor, oder vielmehr mit erneutem Rechte: J. M. Sendler u. Co., indem der frühere Buchhalter Hügel als Kompagnon in das Geschäft eingesetzt ward, und der Wunsch des alten Handelsherrn, diese Kompagnie durch eine Familienverbindung zu befestigen, ging dadurch sehr bald in Erfüllung, indem Leopold Hügel der Schwiegersohn des Herrn Sendler wurde. Der biedere Amtmann Ramberg verblieb der treueste, innig verehrte Hausfreund der Familie. Durch seine Ueberführung des wahren Täters der Leopold Hügel zur Last gelegten Anschuldigungen stieg sein Ansehen unter seinen Mitbürgern nur noch, wenn es möglich war. Es wurde ihm sogar von berufener Seite ein bedeutend höherer Posten angeboten, aber der alte Junggeselle erklärte, seine Freunde, sowie seine altgewohnte Umgebung nicht verlassen zu wollen, und nahm mit einer ihm von höchster Stelle zuteil werdenden Auszeichnung vollständig vorlieb.

Weller wurde zu einer Zuchthausstrafe von zwölf Jahren verurteilt. Und wenn vielleicht Leopold und Marie doch heimlich für ihr junges Eheglück gebangt hatten, in Erinnerung an die Drohung des Unholds, so wurde auch diese Sorge sehr bald aus ihrem Paradiese verscheucht, als Doktor Ramberg ihnen eines Tages, etwa zwei Jahre nach ihrer Verheiratung, die Nachricht überbrachte, daß Ferdinand Weller laut amtlicher Mitteilung vor kurzem im Zuchthause einer schweren Krankheit erlegen sei, nachdem er zuvor noch, im Gegensatz zu seinem anfänglichen düstern Trotz, sein Vergehen aufrichtig bereut hatte. Damit war die letzte Spur des Schattens getilgt, der Leopold Hügel's Ehre noch hätte trüben können und der — wenn ungerecht — ein ganzes Menschenleben unglücklich zu machen imstande ist, — des Schattens: schlechter Leumund.

# „Korn-Kaffee"

Der einheimische Kaffee aus dem einheimischen Brotkorn. (Kein Bohnenkaffee!) Nur in hellgrünen Paketen mit dunkelgrünen Bändern, niemals lose.

---

Bringe hiermit mein Lager in 2869

## Fahrrädern

welche ich zu sehr billigen Preisen abgebe, in empfehlende Erinnerung. **Jedes Rad kann beim Kauf probiert werden.** Halte mich auch bei Bedarf von **Ersatzteilen** sowie zur **Ausführung von Reparaturen** bestens empfohlen.

**Anton Süggeler,**

**Holthausen** b. Hattingen, Sprockhövelerstr. 59.

---

## Sie bilden sich ein

neue Wäsche zu sehen, wenn Sie sie mit Persil gewaschen haben, so blendend weiss, frisch und duftig ist sie danach geworden. Einfachste Anwendung, billig im Gebrauch und absolut unschädlich

**unter Garantie!**

Ueberall erhältlich, nie lose, nur in Original-Paketen.



**Persil**

das selbsttätige

**Waschmittel**

Der grosse Erfolg!

HENKEL & Co., DÜSSELDORF. Auch Fabrikanten der allbeliebten **Henkel's Bleich-Soda.**

---

## „Chauffeur"

ins

**Kaufhaus für Herren-Bekleidung**

**Bochum, Kortumstr. 14.**

„Ich möchte mir dort einen Anzug kaufen! Es ist doch richtig, dass man dort so gut und billig bedient wird!?"

**„Jawohl, mein Herr, das stimmt!**

Sie können dort Anzüge, Paletots usw. schon für 18, 22, 24 Mk. und höher kaufen; auch werden Gesellschaftsanzüge verliehen."

**„Gut, also fahren Sie!"**

L 477

---

## Generalvertretung

rayonweise für den Regierungsbezirk Arnsberg zu vergeben. Artikel im In- und Auslande patentiert. Bei allerhöchsten Herrschaften, Militär-, Zivilbehörden und Industrie eingeführt. Rührigen, repräsentablen Herren, auch Beamten a. D. bietet sich hierdurch vornehmer, hoher Verdienst. Barkapital je nach Größe des Bezirks (2—5000 M.) erforderlich.

Off. u. Nr. **2934** an die Geschäftsst. d. Ztg. in Hattingen

---

## 60 Mk. Wochenlohn

od. 50-60 % Prov. erhält jeder, der den Verkauf meiner weltberühmten Waren übernimmt, darunter letzte Neuheiten und konkurrenzl. Touristenartikel. **Ich erbringe die Beweise der Originalbestellung., dass viele meiner Vertret., wo die Waren bis jetzt eingeführt waren, mehr als Mk. 30 pro Tag verdienten.** Ausk. grat. Vertretung wird als Haupt- sowie auch als Nebenbeschäftigung übertragen. Anfrage per Postkarte genügt. **Louis Klöckner, Erbach i. Westerwald.** 34

---

## Besseres Möbelgeschäft,

als Kassa-Geschäft bekannt, gibt an solvente Käufer

**Möbel auf Teilzahlung.**

Gefl. Offerten u. **E. S. 2308** an die Geschäftsstelle d. Ztg. in Hattingen erbeten.

---

## Der Alleinvertrieb

ein. **billigen** patent. Haushaltungs-Artikels, der von **jeder Hausfrau gekauft** wird, ist für den Kreis Hattingen zu vergeben. Bewerber die über 60 Mk. u. mehr verfüg. erf. Näh. unt. **B. 400 an H. W. Blumenthal, Annoncenexpedition Essen-Ruhr.** 2871

---

## Gesucht 2864

wird für j. Bezirk ein wirkl. zuverlässiger strebs. Mann, gleich welch. Standes zur Leitung einer Engros Vesandst. Keine Berufsaufg. Monatl. b. 400 M. Eink. Kapital u. Kenntnisse nicht erforderl. Off. unt. **K. L. 5831 an Rudolf Mosse, Cöln.**

---

## 2 tüchtige Rockarbeiter und ein Hosenschneider

in oder außer dem Hause per sofort gesucht. 2833

**Wilhelm Brämer,**
Buchholz b. Sprockhövel.

---

Für die Hattingen umliegenden Ortschaften Sprockhövel, Bredenscheid etc. wird von größter Versich.-Gesellschaft per bald oder 1. Mai ein mit den Ortsverhältnissen vertrauter, gewandter und kautionsfähiger

## Kassenbote

gesucht. Radfahrer im Besitz eines Rades erwünscht. Bewerber, möglichst im Alter von 25—35 J., wollen selbstgeschriebene Offerten nebst Lebenslauf u. Angabe der Höhe der Kaution richten an die Geschäftsst. d. Ztg. unter Chiffre **2967.**

---

Krankheitshalber suche ich für meinen kinderlosen Haushalt ein älteres, sauberes, braves

## Mädchen

n Küche u. Hausarbeit erfahren.

Frau **Arnold von Scheven,**
Langenberg-Rhld. Hellerstr. 10

---

## Im Leben nie wieder!

**Wir verschenken M. 1500.— in Preisen und bar!**



Für die Löser des Bildes haben wir oben genannten Betrag ausgesetzt. Jeder, der den Händler findet und richtig übermalt, erhält eine Herren- oder Damenuhr im Werte von 20 M., oder auf Wunsch 15 M. bares Geld geschenkt. Es ist Bedingung, daß jeder Einsender eine Bestellung auf die vorzügliche „Ideal" Imit. Goldkette einsendet und den Betrag dafür von **M. 1.55** in Briefmarken beifügt. Nach Eingang der Lösungen erfolgt die Verteilung der Preise. Alle Sendungen sind zu richten an: **Gold- und Juwelenhaus Hans Schmitz, Wien, IV. Schleifmühlg. 18.**

Name..... Ort..... Straße.....

---

## Das schönste Bett

Oberbett, Unterbett und 2 Kissen, aus eleg. rot. Daunenköper m. 17 Pfd. weicher Halbdaunenfüllung liefere ich 1½schläf. 30 Mk., in 2schläf. 35 Mk. Dasselbe m. Daunen-Oberbett in 1½schläf. 39, in 2schläf. 45 Mk. Anerkannte Leistungsfähigk. in Brautbett-Ausstattung. Preisl. u. Muster grat. u. frank. Sie werden betr. Preise u. Bedienung überrascht sein. Viele Anerk.-Schreib. Nichtgefall. Geld zurück.

**Betten-Versandhaus Baum, Dortmund** 20

---

## Achtung!

Das beste Nähr- und Kräftigungsmittel, welches nicht stockend wirkt, ist

**Lecithin-Bananen-Kakao,**

in ½ Pfd.-Paketen à 1.00 M. Postpak., 10 Paketen Inhalt franko per Nachnahme 9.00 M.

Probe führt zu dauernder Kundschaft. 78

**Versandhaus Unterberg,**

**Düsseldorf, Grafenbergerallee 358.**

---

## Beinleiden!!

**Geschwüre, offene Beine, Krampfadern, Flechten aller Art, Plattfussbeschwerden,** schmerzhafte und geschwollene Beine, Gelenkleiden, Entzündungen, Salzfluss, Ausschläge, Krätze, Rheumatismus, Gicht usw. behandelt gewissenhaft, sachgemäss und erfolgreich

**ohne Operation**

**F. H. Mill, Hattingen,** Alte Post.

**Sprechzeit:** vorm. 8—11 Uhr, nachm. 2—5 Uhr. Sonntags 8—12 Uhr. 2372

---

**Weltbekannte neueste Original Schnellgang-Nähmaschine Krone 18.**

**Ia. Das Beste der Neuzeit. Hart-Stahlröhre, prima Fabrikate. 20 Jahr. i. Dienst. d. Arm., d. Post., Eisenb.- u. Zollbeamt. erprobt.**




**Militär-Zeiträder**

Maschine stickt und stopft.

**Neueste Technik: Nähmaschinen Globus, Robbin, Ringschiff, Rundschiff, Webschiff. Rück- und vorwärtsnähend, verriegelt zugleich jede Naht am Ende. Nähmaschinen- und Fahrrad-Großfirma M. Jacobsohn, Berlin N. 24, Linienstrasse 126. 200 000 Maschinen im Verkehr. Viele 1000 de Anerkennungen aus fast jeder Stadt Deutschlands. Seit 30 Jahren Lieferant der Mitglieder von Post- und Reichseisenbahn-Beamten-Vereinen, Lehrer-, Militär-, Krieger-Vereinen versendet die hocharmige Nähmaschine Krone XII mit hygienischer Fußruhe für alle Arten Schneiderei, 40, 45, 48, 50 Mk. 4wöchige Probezeit. 5 Jahre Garantie. Jubiläums-Katalog gratis. Leser dieser Zeitung gleiche Vorzugspreise.**

---

Unserer verehrten Kundschaft erlauben wir uns hierdurch ergebenst anzuzeigen, daß wir als Spezialität des Betriebes das

**Waschen u. Bügeln von Kragen, Manschetten und Vorhemden,**

unserem Betriebe angegliedert haben und bitten um gefl. Zuspruch.

**Wäsche, welche bis Montag abends gebracht, ist Sonnabend fertig.**

2771 Färberei **Galluschke,** Waschanstalt.

---

**Kopfläuse.**

**mit Brut, vernichtet radikal Rademachers Goldgeist,** Patentamtlich geschützt Nr. 75198. Geruch- u. farblos. Reinigt die Kopfhaut v. Schuppen, befördert d. Haarwuchs, verhüt. Zuzug v. Parasit. Wichtig f. Schulkinder. Tans. v. Anerkennungen. Fl. à M 1.— u. 0.50 in den Drogerien und Apotheken.

O. Wemper, Adler Drogerie.

---

## Vereins- und Hausfahnen

sowie sämtliche

**Vereinsartikel.**

**Wilh. Noloff, Hattingen,** Fernruf 417. 2975

---




---

Beamter, 28 J. alt, wünscht mit hübsch. Fräulein od. jg Witwe freundschaftl. Verkehr. Spätere **Heirat** nicht ausgeschl. Off. unter **Z. 423, Essen,** hauptpostlagernd. [2906

---

## Flechten

näss. u. trockene Schuppenflechte, skroph. Ekzema, Hautausschläge,

**offene Füße**

Beinschäden, Beingeschwüre, Aderbeine, böse Finger, alte Wunden sind oft sehr hartnäckig; wer bisher vergeblich hoffte geheilt zu werden, mache noch einen Versuch mit der bestens bewährten

**Rino-Salbe**

frei von schädl. Bestandteilen. Dose Mark 1,15 u. 2,25. Dankschreiben gehen täglich ein. Nur echt in Originalpackung weiß-grün-rot und mit Firma Schubert & Co., Weinböhla-Dresden. Fälschungen weise man zurück. Zu haben in den Apotheken.

---

Für meinen Steinbruchbetrieb in **Schee** und **Haßlinghausen** werden sofort

## Lader, Stößer und Steinhauer

gesucht. 2924

Otto Schultz, Barmen.

---

## Bettnässen

Befreiung sofort. Alter u. Geschlecht angeben. Auskunft umsonst: **Dr. med. Heusmann & Co., Velburg 47 Bay.**

---

Der heutigen Nr. liegt ein Prospekt der Firma **Johann Friedrich Marx, Köln a. Rhein,** bei, worauf wir unsere werten Leser noch besonders aufmerksam machen.

---

**„GOLD" Schokolade** — **STOLLWERCK** — **„GOLD" Kakao**

7 Fabriken. Ueber 6000 Beschäftigte.

# Zweites Blatt zu Nr. 17.

## Drei Hohenzollernbräute

Mit der recht überraschend gekommenen Verlobung des früheren Königs Manuel von Portugal (geb. 1889) mit der Prinzessin Auguste Viktoria (geb. 1890), Tochter des Fürsten Wilhelm von Hohenzollern (aus der süddeutschen, katholischen Linie der Familie) gibt es zur Zeit drei Hohenzollernbräute. Die beiden anderen sind die Kaisertochter Luise Viktoria, die am 24. Mai den Prinzen Ernst August von Cumberland heiratet, und die Prinzessin Margarete von Preußen, die eine Woche früher mit dem Prinzen Reuß vermählt wird.

Die Wahl des im Oktober 1910 aus seinem Lande vertriebener Königs hat selbstverständlich keine politischen Nebenabsichten, wenn auch neben dem Vater der Braut der deutsche Kaiser als Chef des Gesamthauses Hohenzollern seine Zustimmung zur Verlobung gab. Die Großmutter der Braut stammt aus dem portugiesischen Königshause, dessen Familienname zwar Braganza ist, das aber tatsächlich vom König Ferdinand, Gemahl der Königin Maria da Gloria (1826—1853), einem geborenen Prinzen von Sachsen-Coburg-Gotha, abstammt. Ob es dem Exkönige, der als liebenswürdiger Mann bekannt ist, jemals gelingen wird, nach Lissabon zurückzukehren, ist wohl zweifelhaft. Ihm fehlt die eiserne Faust, die dort unten nötig ist. Am 1. Februar 1908 wurden sein Vater und älterer Bruder ermordet, König Manuel hat also noch nicht einmal drei Jahre regiert.

Das fürstliche Haus Hohenzollern herrschte bis 1849 in den beiden Fürstentümern Hechingen und Sigmaringen. Am 7. Dezember 1849 entsagte es der Regierung im Interesse der deutschen Einigungs-Bewegung zu Gunsten Preußens. Fürst Karl Anton von Hohenzollern war von 1858—1862 preußischer Ministerpräsident. Sein ältester Sohn Leopold, den die Spanier zu ihrem König wählen wollten, war der unschuldige Anlaß zum Krieg von 1870/71, er ist im Jahre 1905 gestorben, sein jüngster Sohn ist der heutige König von Rumänien. Fürst Leopold ist der Großvater der Braut.

## Die Hyänen des Schlachtfeldes.

Endlich geht der Tag zu Ende. Frau Nixe beginnt allmählich ihre milden Dunkelschleier über die Balkanlande zu breiten.

Die feindlichen Heere, gezwungen das blutige Morden abzubrechen, beziehen in kurzen Fernen voneinander ihre Biwaks, um mit dem ersten Grauen des folgenden Tages auf dem kürzesten Wege von neuem einander in die Haare geraten zu können.

Bei Offizieren wie Mannschaften, hüben wie drüben, herrscht die bleierne Schwere der tiefsten leiblichen wie seelischen Erschöpfung von dem furchtbaren Ringen.

Lagerfeuer anzuzünden, ist auf beiden Seiten durch Armeebefehl untersagt worden.

Man liegt einander zu nahe.

Mit kalter Küche müssen die ermatteten Kämpfer sich begnügen, mit einem Schnaps dazu und einer Pfeife, einer Zigarre oder einer Zigarette hinterher; notabene, wer nicht ganz und gar darauf verzichtet, vor Todesmüdigkeit den Schlaf vorzieht.

Und die Offiziere, unter deren Führung die braven Mannschaften tagsüber im Feuer gestanden, gekämpft, gekeucht, geblutet haben, haben es um kein Haar besser als sie.

Da murrt kein einziges Lippenpaar.

Und nun ist es Nacht geworden, schwere, schwarze Purpurnacht. Der Himmel hängt voll schwarze Wolken, die jedem Sternlein wehren, sein Licht leuchten zu lassen, und auf der Erde liegt alle Kreatur in tiefstem Schlafe.

Im tiefsten Schlafe auf einsamer Strohschütte, gehüllt in Mäntel und Decken, so gut sie es haben, liegen auch Offiziere und Mannschaften hüben wie drüben, ohne Unterschied friedlich beieinander. Kein Laut wird vernehmbar. Kaum das Schnauben eines lüsternen Gaules, der von gefüllten Futterraufen träumt. Nur von den beiderseitigen Vorposten hört man hin und wieder die Kommandos und Meldungen der Ablösung, hin und wieder auch einen Ruf, eine Warnung oder eine Frage, wie dies der Vorpostendienst mit sich bringt.

Im allertiefsten, in den ewigen Schlaf hinübergeschlummert schon, von dem es kein Erwachen mehr gibt, ruhen verstreut auf den „blutigen Feldern der Ehre" jene Tausende braver Kämpen, welche die Waffentreue mit dem Tode besiegeln mußten. Sie haben ihren Frieden gefunden. Für sie gibt es weder Freund noch Feind mehr, und bleich, stumm, still, starr ruhen sie bei- und übereinander, die noch vor wenigen Stunden wutentflammt einander mit den Waffen in der Faust entgegenstürmten.

Aber nicht alle, die hier liegen, sind schon entschlummert.

Wo die Kriegsfurie rast, ist das Erbarmen nicht weit.

Ob Muselmann, ob Christ, den männermordenden Schlachten folgen die Samariter, die Barmherzigen als Aerzte, Heilgehilfen, Krankenpfleger und Krankenträger, die Verwundeten zu laben, sie in Pflege zu nehmen und zu heilen, wenn es möglich ist.

Aber wo Tausende blühender Männer in wenigen Stunden zu Krüppeln geschossen werden, da reicht menschliche Kraft nicht aus,

Da möchte jeder einzelne Arzt, jeder Krankenträger sich verzehnfachen, um helfen zu können.

Dennoch bleiben von Tausenden Tausende auf dem Schlachtfelde liegen ohne Hilfe, ohne Rettung, einem qualvollen Tode preisgegeben, denen noch geholfen werden könnte, wenn dem menschlichen Können keine Schranken gesetzt wären.

Ein edler Wille, ein warmes Herz vermögen viel, alles aber nicht.

Da bleiben auch Hunderte von jenen Tausenden, die sich irgendwohin geschleppt haben, mit schwindendem Bewußtsein und letzter Kraft des todeswunden Körpers, gänzlich unentdeckt, auch wenn der barmherzigen Helferhände genug vorhanden sind. Sie sterben und werden erst gefunden, zufällig vielleicht, wenn ihr verwesender Leichnam sich bemerkbar macht.

Krieg ist Krieg.

Auch den Krankenträgern hüben wie drüben hat die Nacht „Halt ein!" geboten.

Es sind der Verwundeten zu viele, die man bereits geborgen und den Aerzten unter das rettende Messer liefern muß.

Auch wenn man hinaus könnte, nach weiteren Kranken zu suchen, sie würden keine Hilfe, keine Rettung, nicht mal Linderung finden können, denn es fehlt an allem.

Nein, es hat keinen Zweck, im Dunkel der Nacht nach weiteren Verwundeten zu suchen. Möge der Himmel ihnen barmherziger sein, als Menschen es vermögen.

Doch nicht die erbarmende Menschenliebe allein ist es, welche der Kriegsfurie auf ihrem blutigen Pfade folgt. Auch die verruchtesten aller menschlichen Regungen, feigste Raub- und Mordbegier, die teuflische Lust an den Todesqualen der Hilflosen sind nicht minder hinter ihr her. Haß und Rache auch sogar, die vor der hehren Majestät des Todes nicht zurückbeben.

An dem Stamme einer weitastigen Fichte ist ein junger Offizier zusammengebrochen. Er hat einen Schuß in der Brust. Gegen Abend erst hat er ihn bekommen, ist bewußtlos geworden und liegen geblieben, wie viele andere auch, bei denen das feindliche Geschoß sich zu so später Stunde einquartierte. Nun er erwacht und zur Besinnung gelangt, befindet er sich im Dunkeln. Er tastet um sich. Da wird ihm klar, daß er sich noch auf dem Schlachtfelde befindet Er tastet nach seinen Waffen. Die hat er noch. Auch seinen guten Browning mit sieben Geschossen. Auch seine Feldflasche, mit gutem Wein gefüllt, hat er noch bei sich. Aus der tut er einen tiefen Zug. Das weckt seine Lebensgeister zu weiterem Forschen. Am eigenem Leibe zuerst. Seine Glieder sind heil. Der Kopf auch. Nur in der Brust, ja wohl, da hat er etwas abbekommen. Er fühlt Blut, klebriges und trockenes hinten und vorn am Rocke; er empfindet auch Schmerz. Aber es ist nicht schlimm. Auf jeden Fall kann er geräuschlos atmen, auch ohne Blut in den Mund zu bekommen. Die Lungen sind also heil geblieben. Nach diesen Feststellungen versucht er sich zu erheben. Das geht etwas schwer, aber es geht. In diesem Augenblick hört er leises Raschelgeräusch zu seinen Füßen. Er bückt sich nieder und ergreift den Arm eines Soldaten.

„He!" will er eben rufen, „Kamerad, wer bist du? wo hat's dich gepackt?!" Da hört er fragen: „Herr Leutnant, sind Sie es? Sind sie wieder frei bei Verstande?!"

Ist's sein Bursche, Boris Stankowie.

„Holla, Boris, Du?! Wie kommst denn Du hierher, Kerl? Bist Du auch verwundet worden?"

„Ein bißchen, Herr Leutnant. Einen Schuß in den Arm und einen ins Bein! Aber wie ist's mit Ihnen?„ Damit steht der Bursche schon vor ihm.

„Habe einen Schuß in der Brust, Boris!"

„Das weiß ich! Als sie den bekommen hatten und zusammenbrachen, habe ich Sie hierher geschleppt. Dabei habe ich meine beiden Schüsse abgekriegt . . ."

„Lieber, guter Kerl, dann bist du um meinetwegen verwundet worden?"

„Nein. Ihretwegen bin ich am Leben geblieben. Andernfalls hätt's mich vielleicht zu Tode getroffen. Aber was machen wir denn nun? Solange es Tag war, habe ich bei ihnen gewacht. Dann bin ich eingeschlafen. Die Sanitätskolonne scheint uns übersehen zu haben."

„Trink man erst mal einen Schluck Wein, Boris. Aber zier dich nicht. Hier hast du meine Flasche!"

„Aber, Herr Leutnant . . . . !"

„Halt den Mund und trink, Kerl! Wird Dir ebenfalls gut tun. Hast du Feuer?"

„Ja, Pinkeschwamm und Stahl!"

Dann brennen wir uns hernach einen Tabak an. Damit vergeht uns die Zeit schneller. Fort können wir in der Dunkelheit doch nicht."

„Das stimmt, wo man die Gegend nicht kennt und keine Hand vor Augen sehen kann."

In diesem Augenblick wird ein gellender Weheschrei laut. — —

„Nanu?!" Leutnant Dobrowitsch fährt empor.

„Da stößt wieder ein Kamerad den letzen Seufzer aus," erklärt Boris Stankowie; „solche Rufe habe ich schon ein paar gehört, ehe ich einschlief . . ."

„Sonst was! Hast Du deine Waffen bei Dir und kannst Du sie handhaben?"

„Habe sogar eine Offizierspistole gefunden, als ich Sie hierher trug. Fünf Geschosse stecken noch drin.

„Famos, Boris! Siehst Du die Laternen dort hinten leuchten? An der Erde rum, wie suchend?"

„Werden Krankenträger sein."

„Nee! Aber Räubergesindel, das die armen Verwundeten vollends hinschlachtet und ausplündert."

„Gott soll mich bewahren!"

„Fühlst Du Dich kräftig genug, den Kanaillen mit auf den Pelz zu rücken?"

„Mit Ihnen stürm' ich noch die Hölle, wenn's sein soll!"

„Vorwärts denn, Boris, in Gottes Namen. Immer auf die Laternen zu. Vorsicht ist nicht groß nötig, da die Kanaillen sich sicher fühlen und so mit ihrem verruchten Vorhaben beschäftigt sind, daß sie auf weiter gar nichts achten. Wenn wir nahe genug herangekommen sind, nimmst Du den linken, ich den rechten Flügel. Sechs Laternen zähle ich. Werden's auch nicht mehr Leute sein? Da — da — siehst Du? Da halten die Halunken schon wieder an . ." Wahrhaftig! Das ist wieder derselbe Todesschrei! So

## Hungerl.

Humoreske von Adolf Stark.

(Nachdruck verboten.)

Hungerl war, wie man so zu sagen pflegt, eine Seele von einem Menschen. Geduldig, demütig; stets dienstbeflissen gegen jedermann, glich er einer jener typischen Figuren aus den Jugenderzählungen Franz Hoffmanns, die von Edelmut und Gottvertrauen triefen und natürlich zum Schlusse für ihre Bravheit anständig belohnt werden. Aber das Leben ist keine Hoffmannsche Erzählung, und die Belohnung ließ etwas lange auf sich warten. Allzu lange! Hungerl war bereits ein hoher Vierziger, war in den Jahren, wo andere daran denken, sich behaglich zurückzuziehen, und stand noch genau dort, wo er vor zwanzig Jahren gestanden hatte: er war Kanzlist bei „Braun und Müller" mit einem Monatsgehalt von 50 Gulden. Das war um 10 Gulden mehr als vor zwanzig Jahren. Da aber leider Gottes seitdem alles teurer geworden war, so stand er sich im Grunde genommen noch viel schlechter als zu Beginn seiner Laufbahn.

Alle Welt behandelte Hungerl schlecht, weil eben jedermann glaubte, an einem so geduldigen Schaf seine Laune auslassen zu dürfen. Seine Quartiersfrau malträtierte ihn, ohne daß er zu mucksen wagte, weil er mit der Miete stets im Rückstande war. Das Verhältnis hatte sich allmählich verschoben. Statt bedient zu werden, ersetzte Hungerl der Frau Schulze eine Aufwartung. Er holte abends, wenn er aus dem Bureau nach Hause kam, die Kohlen aus dem Keller, er machte das Holz klein, er putzte am Abend vor dem Schlafengehen Schuhe und Kleider, kurz, er war der richtige Hausknecht, nur daß er nichts bezahlt bekam, sondern im Gegenteil noch zahlen mußte, denn dem Namen nach war er ja der „Zimmerherr".

Dann war noch jemand im Hause, der an Hungerl seinen Zorn ausließ, das war der gestrenge Hausmeister Herr Müller. Jedes Mal, wenn er zornig war — und er war immer zornig, denn kein Mensch glaubt, wie man sich mit den Parteien ärgern muß — mußte Hungerl es büßen. Müller lauerte förmlich in seiner Portierloge auf das arme Opfer, dem es nur selten gelang, sich ungesehen vorüberzudrücken. Man glaubt gar nicht, was der strenge Herr Müller immer zu tadeln fand. Einmal waren Hungerls Schuhe zu schmutzig, und das andere Mal trug er Staub ins Haus. Das eine Mal stampfte er so fest auf, daß man glaubte, das Haus stürze zusammen, und wenn er auf den Zehenspitzen schlich, dann stellte ihn Herr Müller erst recht: Er, Hungerl, mache wohl alles zum Trotz. Ein ehrlicher Mensch brauche nicht wie ein Dieb zu schleichen. Das diskreditiere das ganze Haus. So ging es Tag für Tag weiter. Frau Müller assistierte gelegentlich ihrem Herrn Gemahl.

Das war Plagegeist Nummer Zwei. Am schlimmsten aber trieben es die beiden Chefs, die Herren „Braun und Müller". In Wirklichkeit wußten sie Hungerl wohl zu schätzen, der für einen Pappenstiel von Gehalt die Arbeit von dreien leistete. Aber sie hatten das Prinzip, man müsse einen Angestellten stets tadeln, damit er nicht übermütig würde, und so regnete es von früh bis abends Vorwürfe. Hungerl war faul, war schlampig, war zu nichts zu brauchen. Zweimal in der Woche wurde ihm mindestens mit dem Hinauswerfen gedroht. Er nahm alles geduldig hin, wie ein verprügelter Hund.

Aber selbst die sanfteste Taube hat eine Galle, und im Laufe der Jahre sammelt sich auch im ruhigsten Gemüt eine unendliche Menge Zündstoff an, die jäh und plötzlich zur Explosion kommen kann. So geschah es auch bei Hungerl. Ich will den Werdegang dieser seltsamen Metamorphose nicht weiter beschreiben, will nicht ausmalen, wie aus dem Lamm ein Tiger wurde. Ich will gleich mit der vollendeten Tatsache aufwarten. Hungerl war entschlossen, dieses Dasein nicht länger zu tragen, er wollte seinem Leben ein Ende machen. Vorher aber wollte er noch einmal die Wonnen der Rache genießen. Allen denen, die ihn seit Jahren getreten und gequält und gedemütigt hatten, wollte er es heimzahlen.. Mit dem Entschluß ging er ins Bureau.

Eine halbe Stunde später kam Braun. Er warf einen Blick auf den Brief, welchen Hungerl schrieb, und brüllte: „Herrgott, Sie werden auch nie gescheit. Habe ich Ihnen nicht gestern gesagt, daß . . ."

Weiter kam er nicht. Hungerl gab sich einen inneren Ruck, schnellte vom Sitz empor und schlug mit der Faust auf den Schreibtisch, daß das Tintenfaß umfiel und eine schwarze Flut sich über den Brief ergoß.

„Jetzt habe ich es satt!" brüllte er. „Ich lasse mich von Ihnen nicht mehr sekieren. Heute ist Schluß, verstanden? Warten Sie nur bis morgen, da werden Sie von mir etwas zu hören bekommen, was Ihnen verdammt unangenehm sein wird!"

Herr Braun verschwand in seinem Privatkontor mit der Schnelligkeit einer abgeschossenen Flintenkugel. Er glaubte, der Schreiber sei verrückt geworden. Im selben Augenblick trat der andere Chef ein. „Was ist das für ein Geschrei?" fragte er.

„Ich habe geschrien," brüllte Hungerl, dessen Mut mit dem Erfolg gestiegen war. „Und ich werde noch ganz andere Dinge tun, noch heut, merken Sie sich das!"

Er stülpte den zerknitterten Hut auf den Kopf und verließ das Lokal. Sein Mut war gewachsen, er befand sich wie im Rausche. Ostentativ, ohne sich die Schuhe zu reinigen, stampfte er an der Portierloge vorüber. Als der Hausmeister herausstürzte, ließ er ihn nicht zu Worte kommen, sondern brüllte: „Maul gehalten, verstanden! Jetzt geht es aus einem andern Ton. Von Ihnen lasse ich mir nichts mehr bieten. Warten Sie nur, Sie werden schon von mir zu hören bekommen!"

Und an dem niedergeschmetterten Portier vorüber stieg er stolz die drei Stockwerke zur Wohnung empor. Er läutete förmlich Sturm, weil er wußte, daß Frau Schulze dies nicht leiden konnte. Ihr erging es ebenso wie dem Portier, nur daß Müller, welcher ihre Angst vor der Polizei kannte, am Schlusse seines Sermons triumphie-

eine Teufelsbande! Gott sei meiner Seele gnädig. Herr Leutnant! Denen müssen wir das Handwerk legen."

Zehn Minuten später haben Leutnant Dobrowitsch und sein braver Bursche die sechs Kanaillen in Schußnähe vor sich. Die Dunkelheit ist noch immer so dicht, daß man keine Hand vor Augen sehen kann. Aber die Laternen der Schurken lassen erkennen, wohin die Geschosse zu richten sind. Sie sitzen auch alle sechs ganz gut. Die Räuber, auf's höchste überrascht brechen im Feuer zusammen.

Die Schüsse alarmieren glücklicherweise die Vorposten. Man sendet eine Streifkolonne von dort ans. Die findet unsere beiden verwundeten Helden bei den niedergeschossenen Räubern. Uhren, Ringe, Börsen haben die Schurken ganze Taschen voll erbeutet. Zwei von ihnen sind bereits tot. Vier leben noch. Die knallt man ohne weiteres nieder.

Dann zieht man mit dem Leutnant und dem Burschen nach dem Biwak zurück.

Hyänen des Schlachtfeldes.

## )( Idyllisches aus dem Lagerleben vor Paris.

Gemütvolle behagliche, von Lichtern des Humors umspielte Bilder aus den schweren Tagen von 1870, da die deutschen Heere Paris belagerten, zeichnet Superintendent A. Breithaupt in seinen soeben im Verlag von Karl Siegismund erscheinenden Erinnerungen „Aus dem Lagerleben vor Paris." Als Kriegsfreiwilliger des Garde-Füselier-Regimentes kam er, als die großen entscheidenden Kämpfe bereits vorüber waren, direkt vor Paris und kam in den vier Monaten, die er hier lagerte, nicht dazu, einen Schuß auf den Feind abzugeben. Auch wurde er selbst nur durch einen einzigen Gewehrschuß tödlich bedroht, als er an dem Butte Pincon auf dem vordersten Doppelposten stand. Er sah einen Franzosen, der auf einem Baum saß und sich das Vergnügen machte, unablässig zu schießen. Zuerst gingen die Kugeln in ziemlicher Entfernung fehl, plötzlich aber pfiff eine Kugel über ihn hin und schlug hinter seinem Kopfe ein. Sie hätte sicherlich seinen Kopf durchbohrt, wenn er sich nicht geduckt hätte Der andere Posten, ein Reservist, fiel aber um und wälzte sich auf der Erde. „Unwillkürlich tat ich die törichte Frage: „N.N., sind Sie tot?" worauf die denkwürdige Antwort erfolgte: „Ich denke, Sie sind tot." Darum war er hingefallen. Das war seine letzte kriegerische Leistung vor Paris. Am nächsten Tage wurde ein Flickschneider in unserer Kompagnie gesucht. Er meldete sich und wurde angenommen. Schlimmer war es schon mit den Schrapnells und Granaten, mit denen die Franzosen nicht sparten. Als die Kompagnie beim Bau einer Baracke beschäftigt war, eröffneten die Feinde ein lebhaftes Feuer bei dem die einzelnen Stücke und Kugeln der Schrapnells senkrecht aus der Höhe herabfielen. „Es war ein wunderlicher Anblick, wenn bei dem Platzen der Schrapnells die arbeitenden Soldaten sich an die Erde warfen, zum Teil sich sogar mit den Gesichtern in die Erde einbohrten. — Wir, die wir die Bohlen trugen, konnten es meist nicht mitmachen, weil sonst die Bohlen uns auf die Füße gefallen wären, und wenn sie dann nicht bloß an den Kleidern, sondern auch im Gesicht von Lehm starrten. Das gab Lachens genug. Wir alle steckten uns von den Schrapnell-Scherben und -Kugeln etliche in die Taschen, um sie als Erinnernng mit in die Heimat zu nehmen," Eines Abends schlug eine Granate in den Schuppen, in dem Breithaupt mit einem anderen Einjährigen Kaffee trank, während eine Anzahl Kameraden um einen runden Tisch herum Karten spielte, in ihrer Mitte der Unteroffizier B. „Wir beiden Einjährigen hatten keine Zeit, dem Schrecken nachzuhängen. Als wir nach dem andern Tisch hinübersahen, bot sich uns ein zu wunderliches Bild. Die Spieler waren im ersten Schrecken aufgesprungen und hatten wie auf Kommando, um Deckung zu suchen — der Ertrinkende klammert sich an dem Strohhalm — die Köpfe unter den Tisch gesteckt, so daß man nur ihre Hinterteile sah, B. aber stand ganz aufrecht da, und gerade als wir hinsahen, holte er mit beiden Händen aus und schlug seine beiden Nachbarn mit aller Macht auf den Teil, den sie emporstreckten, so stark, daß wir wenigstens glaubten, bei all dem Lärm im Nebenraum den Schall des Schlags zu vernehmen. Die Wirkung war wunderbar. Allseitig lautes Lachen, der Schreck war verflogen. Im Hinterraum aber war alles von der Granate zerstört." Mit Ausnahme solch wenigex aufregender Zwischenfälle verlief aber das Lagerleben ganz behaglich, besonders nachdem es den Stubengenossen gelungen war, ihre „Bude" recht gemütlich einzurichten. Dem einen einem gewissen Fischer, war es aufgefallen, daß das Pflaster um den Brunnen ganz neu gemacht sei, und sein Argwohn, daß da allerlei verpackt sein müsse, bestätigte sich. Allerlei Haus- und Küchengerät kam zum Vorschein, das man sehr gut brauchen konnte. Auch sonst wurde auf mancherlei Beutezügen das Nötigste zusammengebracht. „Eines Abends, als wir von Montmagny heimzogen, trug Freund Fischer ein schweres, umfangreiches Ding über seinem Tornister. Ein Kochtopf war es, eisern und so groß, daß das ganze Mittagessen für uns sieben darin gekocht werden konnte. Der hatte uns wirklich gefehlt." Nun ging es an ein fröhliches Kochen, denn die Verpflegung war stets reichlich. Noch besser war es freilich ums Trinken bestellt. Breithaupt hatte das Glück, im Hause eines Weinhändlers einquartiert zu sein. In einem großen Keller lagen Reihen von Fässern aufgestapelt, und so wurde denn ein „regelrechter Weindienst" eingerichtet, für den zwei aufgefundene Gießkannen benutzt wurden. „Nun standen jeden Morgen diese beiden Gießkannen voll Wein in unserer Stube, um sich in der Regel bis zum Abend zu leeren. Als Trinkbecher dienten uns Kochgeschirre, Töpfe, Tassen Gläser, je nachdem geder hatte. Da konnten wir trinken nach Herzenslust. und die Kameraden in den anderen Zimmern unseres Gehöftes ebenso. Als der erste Keller erschöpft war, beklopfte einer der Kameraden, ein Maurer, fachgemäß die Wände, und bald lag ein zweiter Keller offen. der noch edlere und ältere Weine als der erste enthielt. Da aber auch hier jede Sektflasche fehlte, so schloß man richtig, es müsse noch ein dritter Keller sein, und zu Anfang des Jahres 1871 mußte auch dieser seine Schätze hergeben. Großer Mangel herrschte an Wäsche, sodaß man den Mantel benutzen mußte, wobei es unserm Freiwilligen passierte, daß er sich den feuchten Lehm, der am Mantel hängen geblieben war, im Gesicht herumwischte. Die Röcke wurden mit Tinte abgebürstet um die kahlen Stellen zu verbergen; Stiefelschmiere war schwer aufzutreiben, und als man in einer Haarölfabrik Bottiche voll schön duftenden Oeles fand, steckten alle ihre Stiefel hinein, sodaß der Hauptmann sagte: „Solch eine wohlriechende Kompanie gib's in der ganzen Armee nicht wieder." Neben dem militärischen Dienst gab es noch andere Beschäftigung, z. B. Kartoffelnbuddeln, wobei die Einjährigen sich ziemlich ungeschickt stellten und einer seinen Nachbar mit der Hacke vor den Kopf schlug. Gleich hieß es: „Die Einjährigen können nicht einmal Kartoffelnbuddeln und schlagen ihre Nachbarn tot, worauf sie davon befreit wurden. Die häuslichen Arbeiten wie Stubenaufräumen und Straßenfegen wurden ihnen jedoch nicht erlassen; dafür konnten sie sich aber mit Horaz-Lesen entschädigen, den Breithaupt einmal auf Vorposten beim Lagerfeuer hervorholte und mit den andern lateinisch las. Der Hauptmann meinte dazu: „Was wir doch unter den Gemeinen für seltsame Leute hätten; das könnten uns die Franzosen nicht nachmachen."

## * Ein Mittel, ewig jung zu bleiben.

„Verliebt Euch und bewahrt Euch immerdar die Fähigkeit, Euch stets von neuem zu verlieben, wenn Ihr jung bleiben wollt!" Das ist der praktische Rat, den ein englischer Gelehrter Dr. Josiah Oldfield in einer Vorlesung über das Geheimnis der ewigen Jugend gab, die er in der Caxton Hall in London gehalten hat. „Ich kenne nichts, was wichtiger ist als dies, um Männer und Frauen vor dem Altern zu bewahren," meinte er. „Wenn Ihr verheiratet seid, dann ist die Sache höchst einfach. Alles, was Ihr zu tun habe, ist, Euch immer wieder in Euern Gatten oder in Eure Frau zu verlieben. Wer dies Rezept anwendet, wird niemals in die üble Angewohnheit des Nörgelns und Zankens verfallen, und nichts macht älter als Zank in der Ehe." Dann wandte sich Dr. Oldfield an den unverheirateten Teil seiner Zuhörerschaft: „Was Euch anbetrifft, Ihr Junggesellen und Jungfrauen, vergeudet nicht Eure Zeit! Vor allem sei keiner von Euch so greisenhaft, daß er mir erzählen möchte, er sei unfähig, sich zu verlieben, oder fühle keinen Trieb dazu in sich. Eine Person, die sich niemals verliebt hat und sich nicht wünscht, verliebt zu sein, sollte ertränkt werden. Das ist nun mal meine Ueberzeugung." Dieser Prophet der ewigen Jugend, der so hoffnungsfreudig den Segen der Liebe pries, machte augenscheinlich Eindruck. Eine Erregung lief durch das Publikum, und manch warmer Blick schlüpfte von Männlein zu Weiblein. „Bei etwas gutem Willen ist nichts unmöglich," fuhr der Weltbeglücker mit erhobener Stimme fort. „Wer nicht weiß, wie man sich verliebt, der muß es probieren, bis er es lernt. Keiner ist zum Lernen zu alt, und wenn man's gelernt hat, dann ist man wieder jung." Ein heller Glanz lag auf den Gesichtern der Zuhörenden: der Eindruck war beträchtlich.

## )( Ueber das narkotische Geschoß,

das gegenwärtig in der amerikanischen Armee erprobt wird, werden in einem Aufsatz, den William P. Kennedy in dem Technical World Magazine veröffentlicht, einige interessante nähere Angaben gemacht. Das neue Geschoß verfolgt den Zweck, die Schmerzen der Getroffenen zu lindern, ohne die Wirksamkeit des Geschosses zu vermindern. Die Erfindung geht auf Alexander F. Humphrey zurück. Ihn leitete der Gedanke, daß es wohl möglich sein müsse, die Leiden des Krieges zu vermindern, ohne die militärische Wirksamkeit der Waffen dabei zu beeinträchtigen, ja der Erfinder ging noch weiter und dachte auch an die Einführung eines narkotischen Geschosses bei allen Jagden auf Großwild. In den Geschossen, die dann entstanden, verwendet Humphrey eine winzige Dosis Morphium. Der Stahlmantel hat kleine Furchen und in diesen findet das Morphium seinen Platz. Die Befürchtung, daß die Furchen des Geschosses ein Zersplittern zur Folge haben könnten, wurden durch die Praxis widerlegt: die Durchschlagskraft und die Wirksamkeit des Geschosses werden nicht im geringsten angetastet. Die durch diese narkotischen Geschosse hervorgerufenen Wunden unterscheiden sich in keiner Weise von den Wunden, die gewöhnliche Infanteriegeschosse anrichten, und auch die Uebertragung von Morphium auf den Getroffenen kann auf keine militärischen oder sanitären Bedenken stoßen. Der Soldat, der in einem Gefechte von einem solchen Geschoß getroffen wird und vielleicht nur eine leichte Fleischwunde davonträgt, vermag an diesem Tage nicht mehr weiter zu kämpfen; er legt sich ruhig zu Boden und schläft ein. Der Mann, der eine schwere Verletzung empfängt, erduldet keine Qualen, der Schmerz wird gelindert, und bevor er ins Hospital kommt, ist er unempfindlich geworden. Jene aber, die eine unbedingt tödliche Verwundung empfangen, schlafen still ins Jenseits hinüber, so daß die schlimmsten Schrecken eines modernen Schlachtfeldes zum mindesten durch dieses Geschoß verringert werden.

## Allerlei.

**Metzger und Heldentenor.**

In aller Stille ist am Bamberger Stadttheater von Partie zu Partie ein Künstler gewachsen, der, wenn ihm Glück und Gunst treu bleiben, noch von sich reden machen wird: Es ist der junge Heldentenor Fritz Kießel. Kießel, der in Nürnberg lebt und von dort aus zu den Proben und Vorstellungen nach Bamberg fährt, ist heute noch in dem Metzgereigeschäft seines Vaters tätig. Es war in der jetzt zu Ende gegangenen Spielzeit für ihn nichts Ungewöhnliches, Wagners „Siegfried", den Jose in „Carmen", den Pedro in „Tiefland" usw. unter stürmischem Beifall zu singen, dann nachts nach Nürnberg zu fahren und um 5 Uhr früh bereits — auf dem Viehhof tätig zu sein. Aber wie lange wird dies Kießel tun können, ohne Schaden zu nehmen?

**Die Hebammen der Dresdener Vorstadt Löbtau** haben sich vom Stadtbezirksarzt zum Zwecke der Steuerreklamation bescheinigen lassen, daß ihr Einkommen infolge des Geburtenrückganges nur noch etwa die Hälfte betrage von der Summe, auf die die Steuerbehörde sie eingeschätzt habe. Die Löbtauer Hebammen verhalfen bisher durchschnittlich 100 neuen Weltbürgern jährlich zum Leben, im letzten Jahre aber nur noch 51. Und dabei gilt Löbtau als die kinderreichste Vorstadt Dresdens.

**Tod des spanischen Carnegie.** Der Eisenkönig Martinez Rivas in Madrid starb und hinterließ ein Vermögen von 240 Millionen. Er hat seine Laufbahn als Arbeiter begonnen und wurde später Eigentümer der größten Eisenminen und Schiffswerften in Spanien.

**Das Testament des Milliardärs Morgan** in Newyork ist veröffentlicht worden. Der Gesamtbesitz geht auf Morgans Sohn über, so daß eine neue Milliardärdynastie geschaffen ist. Die Kirche ist reich bedacht. Die Sammlungen fallen dem Sohne zu mit der Bestimmung, daß sie dem Publikum zugänglich gemacht werden. Es heißt, daß die Erben später in Newyork anstelle von Morgans Wohnhaus ein großes Morgan-Museum planen.

---

rend hinzusetzte: „Warten Sie nur bis morgen, dann kommt die Polizei, das garantiere ich Ihnen!" Er dachte dabei an den Lokalaugenschein, wenn man ihn als Leiche vorfinden würde. Frau Schulze aber faßte es anders auf. Sie fiel auf die Knie und streckte ihm die Hände entgegen. „Um Gotteswillen, Herr Hungerl, Sie werden eine arme Witwe doch nicht unglücklich machen wegen der paar Kreuzer, die ich jedesmal draufschlug, wenn ich etwas für Sie einkaufte. Ich will alles redlich wiedererstatten!"

Ehe er noch antworten konnte, klopfte es an die Flurtür, und mit demütigem Gesicht erschien der Portier. „Ich bitte, Herr Hungerl, könnte ich nicht ein paar Worte unter vier Augen mit Ihnen sprechen?"

Hungerl verschwand in seinem Zimmer, und der Hausmeister schlich hinter ihm drein. „Um Gotteswillen," flehte er, „Sie werden mich doch nicht unglücklich machen und um den Posten bringen wollen. Ich weiß, worauf Sie anspielen. Aber, mein Gott, wenn man ein armer Schlucker ist, so ... Der Hausherr spürt es ja nicht. Und es gibt keinen Hausverwalter, der sich nicht nebenher ein paar Kreuzer macht. Ich bitte Sie, Herr Hungerl, machen Sie mich nicht unglücklich. Ich habe mit meiner Frau darüber gesprochen, das Zimmer im ersten Stock, welches eben frei geworden ist, möchte gerade für Sie passen. Es ist zwar teurer, aber ich will dem Hausherrn schon sagen, daß es für einen feinen Herrn ist, da läßt er etwas nach. Und ich kann ja auch behaupetn, das Zimmer sei dumpf. Lassen Sie mich nur machen. Aber, nicht wahr, Sie schweigen?! Und richtig, meine Frau will gern die Aufwartung besorgen, ganz umsonst natürlich, wir sind ja so dankbar. Ueberhaupt, wir sind doch alte Freunde, nicht wahr, Herr Hungerl?! Also, ich kann mich darauf verlassen, daß Sie nichts sagen? Sie können noch heut übersiedeln. Das hier ist doch keine Wohnung für einen Herrn wie Sie. Und für den Rest des Quartals brauchen Sie nichts zu zahlen, das werde ich schon alles regeln."

Während Hungerl dergestalt ungeahnte Triumphe über seine Feinde feierte, spielte sich im Kontor von Braun und Müller eine dramatische Szene ab.

„Er ist verrückt geworden," stöhnte Braun.

„Du bist verrückt, schrie Müller seinem Teilhaber entgegen. „Der Kerl ist ganz gescheit, zu gescheit. Herrgott, ich habe ja immer gesagt, du sollst dem Menschen nicht so viel Einblick in unser Geschäft geben. Aber, du Esel kannst ja nicht folgen. Eine saubere Geschichte das! Wenn der Hungerl plaudert, dann packt uns der Staatsanwalt beim Kragen. Nun ja, mach' keine Gesichter. Wenn wir unter uns sind, brauchen wir nicht die Ehrenmänner zu spielen. Du weißt, wieviel bei uns nicht ganz richtig ist."

„Wir müssen die Bücher verbrennen," stöhnte Braun. „Ich gehe nach Amerika!"

„Das würde dir viel helfen, du Idiot. Es gibt nur ein Mittel, ihm den Mund zu stopfen: Geld! Ich sehe schon, ich muß die Sache einrenken."

Entschlossen riß Müller den Hut vom Nagel und stürmte hinaus.

Inzwischen hatte Hungerl seinen Triumph ausgekostet, ohne deshalb seinen Selbstmordplan aufgegeben zu haben. Was nützte ihn eine schöne Wohnung und die Befreiung von Frau Schulze, wenn er nichts zu beißen hatte? Er prüfte eben die Festigkeit der Schnur, mit welcher er sich aufknüpfen wollte, als Müller, sein Chef, ohne anzuklopfen, hereintrat.

„Ich komme doch hoffentlich noch nicht zu spät," sagte er.

„Scheren Sie sich zum Teufel!" brüllte Hungerl. „Ich will mit Ihnen nichts zu tun haben, Sie Gauner."

Müller trat näher. „Hungerl, lieber Freund, langjähriger Mitarbeiter, lassen Sie doch ein vernünftiges Wort mit sich reden. Wir sind doch beide Geschäftsleute, wir wissen, daß bei gutem Willen jedes Geschäft sich machen läßt. Also, kurz und gut, wie viel verlangen Sie?"

Hungerl spitzte die Ohren. Er verstand den Zusammenhang zwar nicht, aber sein Instinkt sagte ihm, daß er am besten fahre, wenn er seine bisherige Taktik beibehalte.

„Scheren Sie sich hinaus!" brüllte er. „Ich brauche kein Geld."

Müller wischte sich den Angstschweiß von der Stirn. „Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Wir verdoppeln Ihr Gehalt und zahlen Ihnen die Differenz für drei Jahre nach. Das macht ..."

Hungerl schwindelte bei diesem Angebot. Aber er kannte seinen Chef. „Nichts da," sagte er barsch. „Entweder hundertfünfzig Gulden monatlich oder ..."

„Zugestanden," schrie Müller und streckte ihm die Rechte entgegen.

„Und Nachzahlung für die letzten zehn Jahre," dekretierte Hungerl, dessen Appetit mit dem Essen wuchs.

„Das macht zwölftausend Gulden!" stöhnte Müller.

„Stimmt. Sie sind ein guter Rechner. Aber Sie müssen nicht, wenn Sie nicht wollen."

„Wer sagt, daß ich nicht will. Kommen Sie mit, Sie sollen das Geld haben. Also, nicht wahr, es ist alles in Ordnung. Sie werden es nicht tun!"

„Nein, wahrhaftig, es fällt mir gar nicht ein," lautete die vergnügte Antwort. „Jetzt habe ich es nicht mehr nötig."

Und Hungerl warf den Strick in die Zimmerecke, stieg die Stiegen hinab und stelzte stolz vor dem buckelnden Portier vorüber an der Seite seines Chefs zur Haustür hinaus.

Lowtschen-Zeitung
Was | waren ihre Raubtierinstinkte nicht zur Entwicklung gelangt, | ihm ein wenig. | denn sie von dieser barbarischen Nahrung unterstützt wurde. Was von Schuld, und das Herz klopfte ihm

von Schuld, und das Herz klopfte ihm ein wenig. Was würde Mami sagen?

„Fritz! Grete! Rudi! Mäuschen!“ klang der Ruf jetzt schon in der Nähe, und gleich darauf tauchte Mamis liebe Gestalt zwischen den Bäumen auf, und hinter ihr die dicke Babette, Rudis und Mäuschens Wartefrau. Beide waren mit Regenschirmen und Tüchern bewaffnet, aber während der langen, vergeblichen Suche nach den Kindern auch schon ganz durchnäßt.

„Ach, da sind sie ja — unter dem Baum!“ rief die Mama jetzt freudig aus, und vier kleine, hilfsbedürftige Geschöpfchen in der allertraurigsten Gestalt trippelten ihr beschämt entgegen.

„Ach, wie ich euch gesucht habe! Und ganz naß seid ihr! Das Mäuschen auch, mein kleines, schwaches Mäuschen. Komm' her, ich nehme dich auf den Arm!“

„Mami,“ stammelte das Nesthäkchen weinerlich und schmiegte sich zärtlich in den mütterlichen Arm: „Mäuschen ganz naß und kalt!“ Und es hustete sehr!

Mama wickelte die Kleine fester in das Tuch.

„Das Kind hat sich gewiß wieder erkältet!“ sagte sie besorgt: „Babette, Sie müssen Gretel und Rudi tragen — Fritz ist schon groß genug, der kann unterm Schirm mitlaufen!“

Nun ging es dem Hause zu, ach, wie anders war dieser Rückzug, als ihn Fritz sich gedacht hatte.

Im Kinderzimmer angelangt, mußte Babette die Geschwister gleich auskleiden, und dann wurden sie ohne Gnade ins Bett gesteckt.

Mami kochte Fliedertee, und jedes Kind mußte eine große Tasse voll davon trinken, danach wurden Fritz, Rudi und Geretel ganz warm und müde. Das arme Mäuschen aber behielt seinen bösen Husten und kalte Händchen.

Die anderen Kinder schliefen längst — das Nachtlämpchen verbreitete einen trüben Schein in dem weiten Zimmer — Mami jedoch dachte nicht an Ruhe — in Sorgen saß sie am Bettchen ihrer Jüngsten, die jetzt ein heißes, rotes Gesichtchen hatte. Mäuschen war immer ihr Angstkind gewesen, so ein zartes, schwächliches Geschöpfchen, und jetzt drohte eine ernste Krankheit, das fühlte Mami.

(Schluß folgt.)




**Der Wolf als Haushund.** Eine Engländerin, Mrs. Lloyd, die lange in Hindostan gelebt hat, hat den absonderlichen Einfall gehabt, sich einen aus der Wildnis gefangenen Wolf als Stubenhund zu erziehen. Es sei vorweg bemerkt, daß es sich um eine Wölfin handelt, die wenige Tage nach ihrer Geburt in die Gefangenschaft geriet. Grannie, so wurde das Tierchen von Frau Lloyd genannt, wurde künstlich mit einem Schwamm, der in Milch getaucht wurde, genährt. Erstaunlich war es zu beobachten, in welcher Weise sich das junge Tier an die Häuslichkeit seiner Herrin gewöhnte. Mit Vorliebe lagerte sich die Wölfin vor dem Kamin und hatte im Gegensatz zu ihren in der Wildnis lebenden Genossen auch sonst wenig Furcht vor dem Feuer, da eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen darin bestand, die auffliegenden Funken zu haschen und mit der Tatze zu ersticken. Grannie hatte eine Rivalin im Hause, und zwar in der Katze Billi Bahadur, die die lebhafteste Zuneigung für die kleine Wölfin bekundete. Rohes Fleisch nahm Grannie grundsätzlich nicht zu sich. Offenbar waren ihre Raubtierinstinkte nicht zur Entwicklung gelangt, denn sie zog dieser barbarischen Nahrung unverkennbar Leckerbissen wie Kaviarbrötchen, Kuchen und Schokoladencreme vor. Abgesehen von diesen Leckereien, die der jungen Wölfin zur Teestunde reichlich verabreicht wurden, nahm Grannie regelmäßig an den Mahlzeiten der Hunde teil. Grannie war wie ein junger Hund verspielt und wünschte stets, daß man sich mit ihr beschäftigte. Das Mittel, das sie ersann, um die Aufmerksamkeit ihrer Herrin auf sich zu lenken, war ebenso einfach wie unfehlbar. Die kleine Wölfin sprang auf ein Sofa, ergriff mit den Zähnen ein Kissen und ging damit los, oder sie holte sich, wenn dies nicht half, ein kostbares Buch herbei und benagte den Einband. Dann war gleich Mrs. Lloyd zur Stelle, nicht aber, um dem Tier eine wohlverdiente Züchtigung zu teil werden zu lassen, sondern um mit ihm zu spielen. Als Grannie eines Tages allein einen Spaziergang in den benachbarten Busch unternommen hatte, kehrte sie mit dem Halsband ihrer Freundin Billi Bahadur zurück, die von Affen ermordet worden war. Wie um den Tod der Katze zu rächen, zeigte Grannie allen ihren Nachfolgerinnen im Hause wenig Entgegenkommen. Dagegen zeigte sie sich liebenswürdiger gegenüber den Hunden, die aber ihrerseits nichts von ihr wissen wollten. Als Mrs. Lloyd von Indien nach England zurückkehrte, war sie zu ihrem großen Bedauern gezwungen, sich von Grannie zu trennen. Die britische Regierung hatte zu jener Zeit strenge Maßregeln gegen die Tollwut ergriffen und verbot die Einfuhr von Hunden und natürlich erst recht von Wölfen. Drei Jahre verblieb die zahme Wölfin im Zoologischen Garten von Kalkutta, von wo aus sie nach dem Zoo von London übersiedelte. Aber die Anstrengungen der Reise hatten sie wohl zu stark mitgenommen, sie starb kurze Zeit nach ihrer Ankunft.

### Wie die Ehe die jungen Menschen ändert.

„Ja,“ sagte der junge Mann, „es ist merkwürdig, wie die Ehe die Menschen verändert. Als meine Schwester verlobt war, pflegte sie immer, wenn ihr Bräutigam sie besuchte, ihn an der Tür mit den Worten zu empfangen: „Ach, du bist es, Liebling?“ Und dann küßten sie sich. Nun sind sie noch kein halbes Jahr verheiratet, und wenn mein Schwager nach Hause kommt, und meine Schwester ihm die Tür öffnet, dann sagt sie: „Hans, vergiß ja nicht, dir die Stiefel abzuwischen.“ Und von Küssen ist gar keine Rede.

### Humor.

Er stimmte zu. „Jede Familie sollte nur ein Haupt haben,“ verkündete der Redner.

„Das stimmt,“ sagte ein gequält aussehender Zuhörer.

„Also, Sie sind auch meiner Meinung?“ fuhr der Redner fort.

„Aber natürlich,“ versetzte der andere, „ich habe eben eine Rechnung für [illegible] Hüte, für meine Frau und meine acht Töchter, bezahlt, wenn unsere Familie aber nur ein Haupt hätte, dann hätte ich nur einen Hut zu bezahlen brauchen.“

*

Wohin er wollte. „Eduard,“ sagte der Vater drohend zu seinem kleinen Sohn, „wenn du jetzt nicht sofort folgsam bist, dann kommst du nicht in den Himmel.“

„Ich will ja auch gar nicht in den Himmel,“ schluchzte der kleine Mann, „ich will dahin, wo ihr auch hingeht, du und Mutter.“


# Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt
für die
Stunden der Muße am häuslichen Herd.


## Unter den Schleiern der Nacht.

Novelle von M. Elsner.

(2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die Villa, in der der Assessor gewohnt hatte, war nur um fünf oder sechs Häuser von Burkhardts Quartierzentfernt. Wie leicht wäre es da gewesen, gute Kameradschaft zu pflegen! Und wer weiß, ob das Schreckliche geschehen wäre, wenn der arme, junge Mensch in der dunklen Stunde, in der er zum Revolver griff, eine teilnehmende Seele in seiner Nähe gewußt hätte, der er sich hätte offenbaren können.

Aber es war ja nun müßig, solche Betrachtungen anzustellen, die den Toten nicht mehr ins Leben zurückzurufen vermochten, zumal Erwin sich bei ruhiger Ueberlegung sagen mußte, daß wahrscheinlich auch seine freundschaftliche Teilnahme das Verhängnis nicht aufgehalten haben würde.

Vielleicht wäre er der trübseligen Gedanken in lustiger Gesellschaft am schnellsten ledig geworden, und wenn er sich trotzdem nicht entschloß, die Künstlerkneipe aufzusuchen, sondern bis nach Mitternacht in seinem Atelier blieb, so hatte eine halb uneingestandene, törichte Hoffnung, daß seine schöne Unbekannte wiederkommen, und das Abenteuer der verflossenen Nacht eine Fortsetzung erfahren würde, daran vielleicht den größten Anteil. Eine eigentümliche Scheu hatte ihn abgehalten, zu irgend jemand von dem Erlebnis zu sprechen. Obwohl er gewiß nicht den geringsten Grund hatte, es zu verschweigen, war es ihm doch, als sei er von der schönen Unbekannnten zum Vertrauten eines Geheimnisses gemacht worden, und als beginge er eine unritterliche Handlung, wenn er es verriet.

Immer von neuem vertiefte er sich in die Betrachtung ihres Bildes, das er doch nun schon den ganzen Tag vor Augen gehabt hatte, und zuletzt ging er sogar an den Schrank, um das kleine, duftige Taschentuch herauszunehmen und wie ein verliebter Knabe es zu betrachten, bis ihm plötzlich das Törichte seiner Handlungsweise zum Bewußtsein kam und er den Fund fast zornig an seinen vorigen Platz zurückwarf, um gleich darauf das Licht abzudrehen und das Atelier zu verlassen.

Der folgende Tag war für das Fortschreiten seiner Arbeit nicht viel ersprießlicher als der verflossene. Seine Hoffnung, durch eine seltsame Zufallsfügung gefunden zu haben, was er so lange vergeblich gesucht hatte, sank immer mehr zusammen, je weniger es ihm glücken wollte, dem in seiner Phantasie so greifbar deutlichen Bilde plastische Gestalt zu geben. Entmutigt und niedergeschlagen von dem hartnäckigen Mißerfolg, den er sich nur als einen Mangel an Begabung deuten konnte, brach er auch heute seine Arbeit ab und ging beim Einbruch der Dunkelheit in seine Wohnung hinüber.

Das Mädchen hatte eben die Abendzeitung hereingebracht, und ohne besonderes Interesse entfaltete Erwin Burkhardt das Blatt. Gleich sein erster Blick fiel auf einen Artikel mit den Anfangsworten: „Der vermeintliche Selbstmord des Assessors Rudolf von Klewe.“

Mit einem Male war seine Teilnahme geweckt, und er las in wachsender Erregung: „Der vermeintliche Selbstmord des Assessors Rudolf von Klewe hat durch die sofort eingeleiteten Nachforschungen der Kriminalpolizei eine ebenso überraschende als für die Angehörigen des unglücklichen jungen Mannes furchtbare Aufklärung gefunden. Es unterliegt danach kaum noch einem Zweifel, daß der Assessor, für den nicht der geringste Anlaß vorhanden war, freiwillig aus dem Leben zu scheiden, das Opfer eines Verbrechens geworden ist. Die erste dahingehende Vermutung tauchte auf, als man bei der Durchsicht der nachgelassenen Papiere auf einige von weiblicher Hand herrührende Briefe stieß, die sich in leidenschaftlichen Anklagen und Drohungen gegen den Empfänger ergingen. Sie konnten ihrem Inhalt nach nur von einem Mädchen herrühren, zu dem Klewe in Beziehungen gestanden und dem er die Ehe versprochen hatte. Die Mitteilung von seinem kürzlich erfolgten Verlöbnis mit einer anderen mußte die Briefschreiberin in eine furchtbare Erregung versetzt haben, die allem Anschein nach noch mehr dadurch gesteigert wurde, daß der Assessor ihrer Meinung nach gestissentlich einer persönlichen Auseinandersetzung auswich. Es wurden im ganzen vier Briefe gefunden, die sämtlich aus den letzten drei Tagen vor dem Tode des jungen Mannes stammen. Erst zu dieser Zeit scheint die Verratene von seiner Verlobung Kenntnis erhalteu zu haben, denn alles, was sie schreibt, macht den Eindruck, als sei es in der ersten heftigen Zorneswallung hingeworfen worden. Sie kann noch nicht daran glauben, daß ihr Rudolf wirklich entschlossen sei, ihr die Treue zu brechen, und sie beschwört ihn immer wieder in leidenschaftlichen Worten um eine Unterredung, die alles aufklären und wieder gut machen müsse. Diese Unterredung aber hat der Assessor ihr offenbar nicht bewilligt; denn in dem am Morgen seines Todestages datierten letzten Briefe heißt es am Schlusse: „Wieder hat man mich an Deiner Tür wie eine zudringliche Bettlerin abgewiesen. Aber ich schwöre Dir: es ist das

letztemal gewesen, daß es geschah. Wenn ich auch im Laufe des heutigen Tages keine Nachricht von Dir erhalte, werde ich mir auf andere Weise Zugang zu Dir zu verschaffen wissen, und Du allein wirst Dir die Schuld beizumessen haben an allem, was dann geschieht. Laß Dir's noch einmal gesagt sein, daß ich zum Aeußersten entschlossen bin, und daß ich lieber Dich und mich verderben werde, ehe ich Dich einer anderen überlasse." Sämtliche Briefe waren nur mit dem Vornamen Felizitas unterzeichnet; aber es fiel der Kriminalpolizei nicht schwer, die Schreiberin in der Person der zwanzigjährigen Sängerin Felizitas Gerdau zu ermitteln, die seit acht Monaten bei einem bekannten hiesigen Gesanglehrer ihren Studien obliegt. Noch ehe sie selbst einem Verhör unterworfen worden war, konnte bereits festgestellt werden, daß zwischen ihr und dem Assessor in der Tat ein sehr lebhafter Verkehr stattgefunden hatte, der allerdings von niemand als ein Liebesverhältnis gedeutet worden war. Auch bestätigten die Leute, bei denen Herr von Klewe gewohnt hatte, daß an den beiden letzten Tagen vor seinem Tode eine auffallend schöne, junge Dame wiederholt in sehr dringlicher Weise verlangt habe, den Assessor zu sprechen, auf das ausdrückliche Geheiß ihres Mieters aber jedesmal abgewiesen worden sei. Ein Anhalt für die Vermutung, daß diese verratene Geliebte die Mörderin Klewes sei, wäre damit natürlich noch nicht gegeben gewesen, wenn nicht im Laufe des gestrigen Tages ein einwandfreier Zeuge mit einer für die junge Dame sehr belastenden Bekundung hervorgetreten wäre. Dieser Zeuge ist der Schuhmachermeister Jüterbogk, der in dem Kellergeschoß unmittelbar unter den von dem Assessor bewohnten Zimmern seine Werkstatt hat. Die Fenster derselben gehen ebenso wie die der darüber gelegenen Wohnung nach dem Garten hinaus, und es befindet sich an dieser hinteren Seite des Hauses auch eine direkt in den Garten führende Tür, die indessen immer verschlossen gehalten wird. Der Schuhmacher Jüterbogk, der noch bei seiner Arbeit saß, hat nun deutlich gehört, wie der Assessor bald nach zehn Uhr sein Zimmer betrat und darin umherging. Gleich darauf sei von jemand, der sich im Garten versteckt gehalten haben mußte, wiederholt sehr stark an eines der Parterrefenster geklopft worden, und es habe dann durch dies vermutlich von dem Assessor geöffnete Fenster eine kurze Unterhaltung stattgefunden, bis der Jüterbogk deutlich den Klang einer männlichen und einer weiblichen Stimme unterschieden hat, wenn er auch des Sturmgeräusches wegen nicht verstehen konnte, was gesprochen wurde. Dann hörte er, daß das Fenster wieder geschlossen und gleich darauf die Hintertür von innen geöffnet wurde. Herr von Klewe hatte also die weibliche Person, mit der er gesprochen, in das Haus eingelassen und in sein Zimmer geführt, wie der Zeuge aus den verschiedenen, durch die Decke zu ihm herabdringenden Lauten leicht entnehmen konnte. Bald hörte er ein lautes Gegeneinander der beiden Stimmen wie bei einem heftigen Streit, das nach seiner Schätzung länger als eine halbe Stunde währte. Auch einen dumpfen Knall hat der Mann vernommen. Leider aber ist er der Meinung gewesen, daß der Knall von draußen käme und durch irgendein vom Sturme angerichtetes Unheil verursacht wäre. Deshalb hat er sich nicht weiter darum gekümmert und ist nach seiner Aussage nur einigermaßen erstaunt gewesen, daß es oben mit einem Male still geworden war. Ungefähr fünf bis zehn Minuten nach dem Eintritt dieser Stille sei es ihm gewesen, als ob etwas an der Scheibe seines Kellerfensters vorbeistreife und unmittelbar davor auf den Sand des Gartenbodens aufschlage. Er habe sich von seinem Schusterschemel erhoben, um nachzusehen. Aber da er ein bejahrter Mann sei, der sich nicht allzu schnell mehr bewegen könne, sei wohl eine ziemliche Zeit vergangen, ehe er das Fenster erreicht und geöffnet habe. Da hätte er denn in der Dunkelheit nichts Verdächtiges mehr wahrnehmen können und sei zu Bett gegangen, ohne sich weiter zu beunruhigen. — Diese Aussage des sehr nüchternen Mannes, der nicht das mindeste von den Verhältnissen des Assessors und von seinen Liebesgeschichten wußte, gab dem schon vorher aufgestiegenen Verdacht eine sehr bestimmte Gestalt. Nach der Ansicht des zuerst zu dem Toten gerufenen Polizeibeamten wie nach dem Gutachten des sachverständigen Arztes kann Herr von Klewe den vorgefundenen Umständen nach ebensowohl durch eigene als durch fremde Hand gestorben sein. Der Schuß ist durch die rechte Schläfe in das Gehirn gedrungen und muß fast auf der Stelle den Tod herbeigeführt haben. Der Erschossene lag vollständig angekleidet mit dem Gesicht nach unten auf dem Fußboden — der Revolver, der noch mehrere scharfe Patronen enthielt, dicht neben ihm, so daß er ebensowohl seiner Hand entfallen, als absichtlich dorthin gelegt worden sein konnte. Es ist festgestellt, daß die Waffe das Eigentum des Assessors war; aber seine Wirtsleute haben auch bekundet, daß er sie allabendlich auf sein Nachtschränkchen zu legen pflegte, so daß sie seiner Besucherin sehr wohl dort in die Augen gefallen und in einem Augenblick höchster Erregung von ihr ergriffen worden sein kann. Auf Grund aller dieser Ermittlungen wurde die Sängerin Felizitas Gerdau in der Frühe des heutigen Tages zur Polizei sistiert und einem eingehenden Verhör unterworfen. Sie gab zu, die vorgefundenen Briefe geschrieben zu haben, stellt aber auf das entschiedenste in Abrede, am vorgestrigen Abend in der Wohnung des Assessors von Klewe gewesen zu sein, und behauptete, erst durch die Zeitung von seinem Selbstmord erfahren zu haben. Auf die Frage, wo sie sich zu der fraglichen Zeit aufgehalten, konnte sie indessen eine befriedigende Antwort nicht geben. Sie will das Zimmer, das sie bei einer Witwe Reisenhofer in der Parkstraße bewohnt, gegen neun Uhr abends verlassen haben, um einen Spaziergang zu machen, und es ist festgestellt, daß sie um zehn noch nicht zurückgekehrt war. Sie selbst erklärt sich außerstande, über die Zeit ihrer Heimkunft eine bestimmte Angabe zu machen, da sie sich an jenem Abend ebenso wie an den vorhergegangenen Tagen in großer Aufregung befunden habe und ganz planlos umhergelaufen sei. Daß die Kriminalpolizei an einen mehrstündigen, ziellosen Spaziergang zu nächtlicher Zeit und bei einem Unwetter, wie es vorgestern tobte, nicht recht glaubt, ist gewiß sehr begreiflich. Sie verfügte die Inhaftnahme der Sängerin, und auf Weisung der Staatsanwaltschaft ist Felizitas Gerdau schon heute mittag unter dem dringenden Verdacht, den Assessor von Klewe erschossen zu haben, in das Untersuchungsgefängnis eingeliefert worden."

### 3. Kapitel.

Das Zeitungsblatt war der Hand des Bildhauers entfallen. Er hatte eine dumpfe Empfindung im Kopf, wie wenn ihm jemand mit der Faust vor die Stirn geschlagen hätte, und ein beklemmendes Gefühl in der Brust, als wäre ihm ein eiserner Reifen um das Herz gelegt worden.

Das also war die Erklärung seines interessanten nächtlichen Abenteuers! Einer Mörderin hatte er seinen Schutz gewährt. Das Taschentuch einer Mörderin hatte er gleich einer kostbaren Reliquie aufbewahrt und mit der Zärtlichkeit eines Verliebten gestreichelt!

Nun begriff er freilich den Ausdruck des Entsetzens in ihren Zügen und die fürchterliche Todesangst im Blick ihrer dunklen Augen. Er erschauerte bei der Erinnerung an den Griff der kleinen, eiskalten Hand, die eben das Blut eines Menschen vergossen hatte, und er schalt sich einen unerfahrenen Toren, daß er nach ihrem Benehmen nicht schon früher auf eine derartige Vermutung gekommen war. (Fortsetzung folgt.)

## Denkspruch.

Der Vogel singt — und fragt nicht, wer ihm lauscht,
Die Quelle rinnt — und fragt nicht, wem sie rauscht,
Die Blume blüht, — und fragt nicht, wer sie pflückt;
O sorge, Herz, daß gleiches Tun dir glückt.

J. Sturm.

# Fiffi.

Eine Kindergeschichte von B. Elisa.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Fiffi nickte zufrieden und blinzelte seinem Herrn schelmisch und vergnügt zu.

„Wer weiß, Herr Bob, was ich heute noch alles erlebe!" bedeutete das: „Und ob Sie nicht noch mehr staunen werden," dann drehte er sich mit einer allerliebsten, selbstgefälligen Bewegung um sich selbst, und was er damit sagen wollte, wußten sogar schon die Kinder: „Bin ich nicht Fiffi, der vielberühmte, tanzlustige Fiffi?" Und er tanzte zum Beweise ein so lustiges, übermütiges Tänzchen, wie selbst Bob es ihn noch nie hatte tanzen sehen!

„Aber Herr Fiffi!" rief er lachend: „Herr Fiffi, Sie sind ja ganz aus dem Häuschen!"

Fiffi warf ihm gravitätisch ein Kußhändchen zu und zog wieder sein grasgrünes Hütchen vor den Kindern, die in ausgelassener Freude Beifall klatschten.

Mäuschen schüttelte den ganzen Kuchenteller in das Hütchen aus, so daß es bis an den Rand gefüllt war.

„Da, Fiffi," sagte das helle Stimmchen süß und zärtlich: „Habe Mäuschen lieb, willst du, Fiffi?" und die zarten Aermchen umschlangen das braune Aeffchen, das so drollig angeputzt war.

„Aha, Fräulein Mäuschen, ich soll Ihnen ein Küßchen geben!" dachte Fiffi, während Mäuschens kleine Hände ihm das dicke Köpfchen tätschelten, und er gab dem überraschten Mäuschen wirklich ein Küßchen.

„Fritz!" rief Mäuschen: „Geti, hast du gesehen? Fiffi kann Küßchen geben!"

„Fiffi ist wirklich ein großer Künstler!" meinte Fritz. „Schade, daß er bloß ein Affe ist!"

„Ein so kluger Affe!" sagte Gretel: „Ich glaube, der denkt wie ein großer Mensch!"

„Er ist mein treuer Kamerad —," erzählte Bob durch das Gitter: „Wir teilen Leid und Freud' zusammen!"

„Mäuschen möchte Fiffi haben!" rief das kleine, blonde Mädchen: „Bob Mäuschen Fiffi schenken!" Und sie drückte das Aeffchen von neuem ans Herz.

Bob aber schüttelte den Kopf.

„Ohne Fiffi kann ich nicht leben!" erklärte er: „Er ist wie mein Bruder, ich spreche mit ihm, als ob er ein Mensch wäre, und er versteht jedes Wort. Ich bin nur ein armer, wandernder Musikant — wenn ich Fiffi nicht hätte —." Er brach ab, und seine Blicke richteten sich zärtlich auf das Aeffchen.

Fiffi mußte fühlen, daß seinem kleinen Herrn das Herz schwer war. Eilig kam er an, sein grünes Hütchen voll Kuchen und zwängte es durch das Gitter.

„Bitte, Herr Bob, weinen Sie nicht!" schienen die hübschen, klugen Aeuglein zu flehen.

„Hier ist ja Kuchen! so schöner, süßer Kuchen."

„Mami — backe, backe Kuchen!" sagte Mäuschen, mit den Händen eine bezeichnende Bewegung machend: „Schmeckt gut, Bobi!"

Bob dankte, meinte dann aber doch zu Fiffi:

„Herr Fiffi, es wird Zeit sein, daß wir gehen. Sie haben Ihre Vorstellung gegeben und wie immer großen Erfolg gehabt. Mein Kompliment, Herr Fiffi! Aber wir müssen noch viel Geld verdienen bis zum Abend, denn leider sind wir arme, herumziehende Künstler. Sagen Sie den kleinen Herren und Damen Adieu, Herr Fiffi, und bedanken Sie sich nochmals für alles Gute — wenn es angenehm ist, kommen wir bald wieder!"

Den Kindern wurde der Abschied von Fiffi sehr schwer. Mäuschen weinte sogar.

„Mäuschen Fiffi sehr lieb" — schluchzte die Kleine: „Fiffi bald wieder da sein!"

Das Aeffchen versprach dem betrübten Kinde mit lebhaften Mienen und Blicken alles, was es wünschte, kletterte dann aber doch sehr geschwind über das Gitter und hüpfte zu Bob auf dessen Schulter. Dieser schickte sich zum Gehen an und blies dabei auf seiner Flöte.

Fiffi wandte den Kopf nach den Kindern zurück und grüßte, wobei er lustig sein grasgrünes Hütchen in der Luft schwang.

Nachdem der kleine Künstler fort war, gefiel es den Kindern gar nicht mehr so gut im Garten. Die Sonne am Himmel hatte sich hinter einer großen Wolke versteckt, und die Blumen und Blätter schienen alle den hübschen Glanz verloren zu haben, an dem sich die Geschwister sonst freuten. —

Gelangweilt und beinahe traurig standen die Kinder umher. Oh, warum war nur der Fiffi fort, der vielberühmte, tanzlustige Fiffi! Nun gab es gar keinen Spaß mehr für die armen, kleinen Schelme.

Da fielen die ersten Regentropfen. Auch das noch! Vier entrüstete Augenpaare richteten sich zum Himmel auf, der jetzt eine ganz eintönige, bleigraue Farbe angenommen hatte.

„Du, Fritz!" sagte Mäuschen erschrocken: „Mäuschen ganz naß!"

„Es regnet!" meinte auch Fritz: „Mami wird uns gleich hereinrufen. Dann müssen wir auf der Veranda unter dem Glasdach spielen!"

„Ich nicht! Ich bleibe draußen!" rief Rudi lebhaft: „Ich bleibe draußen, vom Regen wird man groß!"

„Dummer Junge, vom Regen wird man naß!" erklärte Fritz spöttisch.

Gretel zog sich ihr weißes Schürzchen über den Kopf, daß unten nur das blonde Hängezöpfchen hervorsah.

„Meinetwegen kann es regnen," meinte sie; „ich werde nicht naß!" —

Mäuschen tat es der Schwester nach.

„Mäuschen auch nicht naß!" erklärte es zufrieden.

„Na, Kinder, dann wollen wir noch schnell einen Marsch durch den Garten machen, ehe Mami uns ruft!" schlug Fritz vor: „Nachher dürfen wir doch nicht mehr heraus!"

Die Kinder stimmten freudig bei, und der kleine Zug setzte sich sogleich in Bewegung. Schnell ging es vorwärts, es war die Hauptsache, sich jetzt nicht von der Mami erwischen zu lassen.

Doch der Garten war ziemlich groß, und als sie mitten darin waren, wurde der Regen plötzlich sehr heftig, und ein dumpfes Grollen in der Ferne verkündete ein heraufziehendes Gewitter.

Die Kinder, völlig durchnäßt und mit aufgeweichten Schuhen, flüchteten schreiend unter einen Baum. Die Köpfchen dicht aneinandergeschmiegt, mit furchtsamen Augen standen sie hier dicht beisammen und lauschten angstvoll dem Toben des Wetters. Es hatte sich ein böser Wind aufgemacht und schüttelte die Bäume, seufzte und klagte, daß den armen Kindern ganz unheimlich ward. Keines wagte sich zu rühren, nur Mäuschen hustete ab und zu und schluchzte. Doch plötzlich horchten alle vier auf. Sie hatten einen Ruf vernommen, der sich dann öfter wiederholte und näher zu kommen schien.

„Du, Fritz!" stammelte Mäuschen und schluckte krampfhaft an den aufquellenden Tränen.

„Mami!"

Fritz nickte stumm. Er fühlte sich nicht ganz frei